

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 23/24

20. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 20. Dezember 1956

Zeitbetrachtung

Die Realitäten der gegenwärtigen Lage: Der Wirrwarr durch verfälschte Prinzipien — durch Charakterschwäche — durch «Nicht-zu-Ende-denken» — Ungarn weckt das Gewissen — Der Amerikaner Georges Kennan über Gott in Russland.

Religionsgeschichte

Johannes der Täufer: Ein Schüler der Essener? Täuferbewegung im Nahen Orient — Die Wüste im Daseinsverständnis des Johannes und der Qumraner — Warum nicht Tempelpriester? — Des Täufers und Jesu Einstellung zum Tempel — Natürliche Faktoren der Berufung — Die Taufe: Privileg der Vollkommenen oder Initiationsritus? — Qumran: Bildungsstätte der Jugend?

Literatur

Mauriac — oder die Büchse der Pandora: Eine kritische Untersuchung über die Männer und Frauen in Mauriacs Romanen — Wie weit finden sich in Mauriacs Romanen christliche Lösungen?

Frankreich

Semaine des Intellectuels catholiques (Moderne Welt und Sündenbewusstsein): Der Plan dieser Wochen und der Grad seiner Erfüllung — Erwachen der Laien — Um den Sinn der Sünde: drei Grundlinien — Der Verlust des Sündenbewusstseins: durch die Technik (Marcel) — durch die Entwicklungsdialektik unseres Geschichtsbewusstseins (Guitton) — durch reine Innerlichkeit (Dirks) — Die johanneische Sündentriologie: keine Sündenmythik — Pan-Sexualität und ihre Gründe (Folliet, Estang) — Lob der Sinne (Eck) — Geiz und verkehrte Strukturen (Lebret, Bigo) — Ghetto-Spiritualität und das Sakrale in der Politik (Domenach, Borne) — Psychologie und Sünde (Charles Baudoin).

Politik

Wahltest in der deutschen Bundesrepublik: Zur Analyse der deutschen Kommunalwahlen.

Bücher

Hünemann Wilhelm: Geschichte des Gottesreiches. Bilder aus der Kirchengeschichte für Jugend und Volk. 1. Band: Das purpurne Segel.

Die Realitäten der gegenwärtigen Lage

Wenn man die Worte, die Handlungen und die Leitartikel der internationalen Presse genau verfolgte, dann war man immer über eines erstaunt: im Namen der Prinzipien, die die Regierungen und die einzelnen Persönlichkeiten vertraten, verurteilte man jene, die im Namen derselben Prinzipien handelten oder beiseite standen, wobei ich von Sowjetrußland vorläufig völlig absehe. Nein: unter den an sich Gleichgesinnten, unter jenen, die so eifrig von der sie verbindenden christlichen Zivilisation sprechen, erhielten die gleichen Prinzipien einen sich entgegenstehenden Sinn.

Beispiele: Im Namen des Rechtes und der Freiheit gingen die Franzosen und Engländer gegen einen Vertrags- und Wortbrecher vor. — Im Namen desselben Prinzips wurden sie von der UNO verurteilt, da sie nach endlosen und fruchtlosen Konferenzen allein und mit Waffengewalt Recht schaffen wollten. — Im Namen der Charta der UNO wiesen die Verurteilten darauf hin, dass die Vereinten Nationen gar kein Recht mehr sprechen konnten, da einerseits die Rechtsbegriffe des afrikanisch-asiatischen Blocks wie des kommunistischen sich nicht mit den westlichen decken und da andererseits die Vereinten Nationen heute Mitglieder haben, die keineswegs den Vorschriften und den Statuten einer freien auf demokratischer Grundlage stehenden Nation entsprechen würden. — Im Namen derselben Charta hiel-

ten dagegen Amerika und seine Schützlinge an ihr fest. Das formale Recht siegte so, im Verein mit dem Rechtsbrecher, über die Lebenswirklichkeit und ihr lebendiges Recht. Wodurch der Alliierte zum Rechtsbrecher wurde und der wirkliche Rechtsbrecher zum Alliierten.

Es sind dies nur einige wenige Beispiele. Man kann sie bis in die einzelnen politischen Parteien desselben Landes verfolgen, wo im Namen von christlichen oder sozialistischen und anderen Prinzipien ein Teil der Partei dieses oder jenes Vorgehen bejaht und ein anderer Teil es verneint.

*

In der «Woche der katholischen Intellektuellen», die kürzlich in Paris stattfand, wurde auf die Tatsache hingewiesen, dass der einzelne gläubige Katholik ein von ihm begangenes Unrecht meistens offen zugebe, und dass er nicht anstehe, diesen oder jenen Menschen als hilfsbereiter und gerechter als er es selbst ist anzuerkennen. Aber derselbe Katholik habe als Mitglied einer «Gruppe» — einer Partei, einer Regierung, einer Nation — wie alle anderen den unausrottbaren Glauben, dass nur sie, diese seine Gruppe, die rechte Sache verteidige. Das ist

zu einem grossen Teil richtig gesehen, aber auch bis zu einem gewissen Grad naturbedingt. Ein an sich richtiges Prinzip wird von jeder Art von Kollektivität deformiert. Treten doch dann die verschiedenartigsten ideologischen und materiellen Interessen an seine Seite, die, mit Hinblick auf die Gesamtheit der «Gruppe», irgendwie berücksichtigt und verteidigt sein wollen, wodurch die Reinheit des Prinzips getrübt wenn nicht verfälscht wird. Es muss aber auch betont werden, dass heute mehr denn je der Mangel an persönlicher Zivilcourage und persönlicher Treue zu dem als richtig anerkannten Prinzip sehr viel zur Verwirrung der Begriffe wie zum Triumph der Lüge beigetragen hat. Hinzu kommt ein weiteres: die für die «Gruppe» verantwortlichen Leiter erklären die allgemeinen Probleme so, wie es ihnen für ihre Handlungen am vorteilhaftesten erscheint. Darüber hinaus versuchen sie nicht selten, jede Opposition unmöglich oder lächerlich zu machen. So beklagen sich z.B. französische sozialistische Kreise darüber, dass man bestrebt sei, in der Partei jede Opposition abzdrosseln und jede Kritik als Verrat zu bezeichnen. Was die in Kopenhagen versammelten Führer des internationalen Sozialismus natürlich nicht hinderte, die Politik der französischen Bruderpartei auf das schärfste zu verurteilen. Woraus wieder hervorgeht, dass die von Guy Mollet betont sozialistisch geführte französische Regierung aus den gleichen sozialistischen Prinzipien heraus, die er selbst ein Leben lang vertrat, verurteilt wird.

*

Zu den Charakterschwächen des Einzelnen, zu den mehr oder weniger verfälschten Prinzipien kommt ein drittes: man denkt die Probleme nicht mehr zu Ende.

Beispiele: in Algerien sah die jetzige Regierung nur ein Machtproblem. Sie sah aber nicht, dass durch die Macht psychologische, religiöse, kulturelle, ganz neue und viel ernstere Probleme entstanden, deren Lösung eben durch die einseitig durchgeführte Macht beinahe unmöglich wurde. – Marokko und Tunis sahen nur das Problem ihrer nationalen Freiheit. Da sie selbst jeder Macht bar waren, suchten sie sie mit allen nur möglichen Mitteln, vor allem denen der Demagogie, zu erreichen. Sie sahen aber nicht, dass selbst die grössten und ältesten Nationen von anderen abhängig waren und sich darnach richten mussten, und sie überlegten sich nicht, was heute für Staaten wie die ihrigen die Unabhängigkeit kostet. Jetzt, wo die französischen Kolonisten zu Tausenden ihre Länder verlassen und die investierten Kapitalien zurückgezogen werden, versuchen sie mit allen Mitteln und Versprechen ihre «Ausbeuter» im Lande zu behalten, umso mehr als die Unabhängigkeit sie in schwerste innerpolitische und wirtschaftliche Krisen bringt. Nasser sah nur das Programm seiner «Philosophie der Revolution» und die Vernichtung des Imperialismus wie seines «Kuckucksei», des Staates Israel. Er sah aber nicht, dass die Petroleumquellen seinem und seinen verbündeten Völkern nicht aus ihrem Elend und ihrer Armut helfen können ohne die hohen, technischen Kenntnisse, die grossen Kapitalien, die gewaltigen Tankschiffe und die – Kunden dieser Imperialisten: Dinge, die ihm bei dem Zivilisationsstand der Völker des Mittleren Orient bis auf den Nullgrad fehlten. – Umgekehrt sahen die Franzosen und Engländer lediglich den Vertrags- und Wortbrecher und hinter ihm den Schatten Sowjetrusslands – sie sahen aber nicht die grossen, psychologischen Folgen, die ein militärisches Vorgehen gegen ihn in der ganzen mohammedanischen Welt, bis nach Asien hinein, hervorrufen mussten. Denn dort hatte man die wirklichen Imperialisten noch nicht vergessen! – Die UNO und mit ihr Amerika sahen nur den Buchstaben des Gesetzes – nämlich der Charta – und die Zusammenkünfte, in denen der Pelz gewaschen werden sollte, ohne dass er nass wurde. Sie sahen aber nicht, dass der Charta von dem Augenblick an ihr Rechtsboden entzogen worden war, da man die Sklavenhalter geknebelter Völker in die Vereinten Nationen aufnahm.

Diese kleine Blütenlese zeigt zweierlei: Einmal, dass die Menschen im sogenannten rationalistischen und rationellen Zeitalter viel mehr unter emotionellen Bewegungen denn aus der Vernunft und ihrer Logik heraus handeln. Und des andern, dass jedes an sich noch so richtige Prinzip sich in sein Gegenteil verwandeln lässt von dem Augenblick an, wo es sich von einem dem Menschen übergeordneten Zentralprinzip loslöst und glaubt, allein den Gewalten dieser Erde widerstehen zu

können. Das Ende von alledem kann nur eine allgemeine geistige Verwirrung sein, die noch stets tragisch endete.

*

In dieser Situation stehen wir heute. Und da geschieht ein Wunder. Plötzlich steht das Gewissen auf und läutet Sturm! Plötzlich hört man von denen, die bisher alle «recht» haben wollten, ein mea culpa. Nicht ein erzwungenes, denn ausser in den Diktaturen ertönen überall die gleichen Stimmen: «Wir haben da und da gefehlt» – «wir übersahen dies und jenes!» Doch um was es wirklich geht, das sehen wir erst nach einem Blick auf Moskau.

Moskau wollte sich «entstalinisieren». Ob das ernst gemeint war oder eine neue Taktik oder irgendwie erzwungen wurde, spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle gegenüber dem Wesentlichen: Man hat in der Tat manches geändert, was vor dem XX. Parteitag kaum möglich erschienen wäre. Vor allem wurden die Ventile für die Kritik geöffnet, was grosse und kleine Idole von ihren Sockeln stürzte. Es kam dann Polen und seine innere Befreiung von der Diktatur Moskaus. Es kam Ungarn! Es kamen die Glückwünsche an Warschau und Budapest von den kommunistischen Regierungen in Belgrad und China. Es kam die grausame Niederwalzung des zweiten Aufstandes in Ungarn. Es kam die UNO, in der der kommunistische Block plötzlich nicht mehr geschlossen seine Stimme abgab. Es kamen die inneren Kämpfe der sowjetrussischen Führer zwischen den «Harten» und den «Liberalen», die erst am Anfang stehen. Vorgänge von grösster Wichtigkeit. Ich gehe nicht näher auf sie ein, es sei denn mit dem Hinweis, dass auch hier alles im Namen ein und derselben Prinzipien – diesmal der kommunistischen – begründet und ausgeführt wurde. Ob man dies alles wollte oder nicht – auch das ist von sekundärer Bedeutung.

Das Wesentliche ist und bleibt, dass in dieser geschlossenen und abgeschlossenen kommunistischen Welt plötzlich ein Prinzip mit einer nicht mehr zurückzudrängenden Kraft in die Erscheinung trat; ein Prinzip, das man in der Eiswüste Sibiriens, in den unzähligen Konzentrationslagern oder durch die keine menschlichen Gefühle kennenden verschiedenen «Berias» erwürgt zu haben glaubte: das Prinzip der persönlichen und der nationalen Freiheit.

Wer stellte dieses Prinzip auf? Wer gab ihm seine ewig wiederkehrende Kraft? Wer lehrte es uns? Wer machte es zum Kern eines Planes, dem bisher kein Diktator, kein Cäsar, kein menschlicher Wille auf die Länge der Zeit zu widerstehen vermochte? Gott.

*

Der Glaube an Jesus Christus und seine Botschaft ist eines; die menschliche Vernunft ein anderes. Aber beide können sich nicht entbehren. Beide ergänzen und durchdringen sich.

Man denke nun über folgendes nach: Bisher gelang es dem Menschen noch nie, eine in Frieden und Freiheit lebende Welt zu erbauen. Aber eines gelang ihm: sich die Mittel zu schaffen, die die Welt in Trümmer legen kann. Wenn in früheren Zeiten der Mensch Gott fürchtete, so fürchtet er heute die – Bombe! Alle Menschen ohne Ausnahme fürchten sie: Heiden, Atheisten, Gläubige. Mit ihr fürchten sie den Untergang. Auf die Revolte in Polen, auf diejenige in Ungarn, die in unmenschlicher Weise niederkarätst wurde, antwortete die Welt lediglich emotionell. Sie beklagte und half den Opfern – das letztere diesmal in vorbildlicher Weise –, sie tobte gegen die grausamen Unterdrücker in Worten, verlangte deren Ächtung, den Abbruch jedwelcher Beziehungen mit ihnen und höhnte über diejenigen, die glaubten, durch eine Zusammenarbeit das System selbst langsam «gesellschaftsfähig» machen zu können. Menschlich gesehen alles mehr als verständlich! Aber auch vom Glauben aus? Schreibt er uns nicht vor, die Feinde zu lieben? Wie dem auch sei: der gläubige Mensch kann nicht vergessen, dass unter dieser grausamen Diktatur an die 200 Millionen arme, machtlose, schwache Menschen leben müssen, die zu einem grossen Teil christlich getauft und sehr oft vorbildliche Christen sind. – Und von der Vernunft aus? Man kann Menschen verdammen, die Verbrecher wurden – und man soll es! Man kann ein System verdammen, das es solchen Verbrechern erlaubt, ihr eigenes und andere Völker zu unterdrücken – und

man soll es! Aber man kann nicht Völker verdammen, man kann nicht wehrlose Völker sich allein überlassen, man kann sie nicht wie Pestkranke von der übrigen Welt isolieren. Die Kollektivschuld lässt weder Christus noch seine Kirche zu. Sonst müsste man folgerichtig auch jene kommunistischen Regimenter verdammen, die entweder zu den aufständischen Ungarn übergingen oder ihnen Waffen lieferten, oder zu deportierenden Ungarn zur Flucht verhalfen. Sonst müsste man auch jene polnischen und viele andere Kommunisten* verdammen, die, nach dem furchtbaren Blutbad, erhebliche Geldmittel und andere Gaben für alle überlebenden ungarischen Opfer sandten.

*

In dieser Hinsicht können wir einiges von den Amerikanern lernen, wenn auch nicht immer von den «Offiziellen». Dort wird das kommunistische System Sowjetrusslands trotz schärfster ideologischer Ablehnung oft in ausgezeichnete Weise zu Ende gedacht und analysiert. So wurde noch eben eine solche Analyse von *Joseph Alsop*, einem der berühmtesten Korrespondenten Amerikas, und von *Georges Kennan*, dem ersten amerikanischen Botschafter in Moskau, vorgenommen. Schon kurz vor der Waffenstreckung Hitler-Deutschlands prophezeite Kennan, dass in etwa zehn Jahren es Sowjetrussland zweifellos nicht mehr gelingen werde, seine Herrschaft über alle die Territorien in Ost- und Zentraleuropa aufrecht zu erhalten, über die es jetzt die Kontrolle habe.

Worin liegt die Berechtigung solcher Prophezeiungen, wie z.B. auch jener von 1885 über den Suez-Kanal, die Renan gegenüber dessen Erbauer, Lesseps, aussprach, als dieser in die Académie Française aufgenommen wurde: «Das grosse Wort: ich bin gekommen, nicht um den Frieden, sondern das Schwert zu bringen, muss sich Ihrem Geist oft gestellt haben. Der abgeschnittene Isthmus wird eine Meerenge, d. h. ein Schlachtfeld. Bis jetzt hat der Bosphorus genügt, um die Welt in Verlegenheiten zu bringen. Sie haben einen zweiten geschaffen, der wichtiger ist als der andere. Sie werden auf diese Weise auch den Platz angegeben haben für die grossen Schlachten der Zukunft.» Solche Prophetien entstehen aus einer tiefen Menschenkenntnis, einer unbestechlichen, keinen Interessen dienenden Vernunft und den bis zu Ende gedachten Problemen.

Auf Grund einer solchen Analyse sagt Kennan, dass zwei Vorgänge nicht verwechselt werden dürften: der Kampf um die nationale Freiheit und der Kampf um die persönliche Freiheit. Dieser sei antikommunistisch und würde selbst von den Kommunisten bekämpft, die die erstere wollen. Allein Polen könne etwas weiter gehen, da es infolge der ungelösten Grenzfragen in einem gewissen Mass noch lange von Sowjetrussland abhängen werde. Weshalb es sich zweimal und lange überlegen würde, eine aktiv antikommunistische Regierung aufzustellen. Gewiss könnten die russischen Führer durch eine ungeschickte Geste oder vielleicht sogar durch zu unvorsichtige Triumph-Kundgebungen des Westens (!!) dazu geführt werden, überall, wie in Ungarn, die brutale Macht allein anzuwenden. Auch die Furcht vor unabhängigen, antisowjetischen Staaten an ihren Westgrenzen könnte dazu führen. Was auch der Grund sei, warum sie alles versuchen würden, einen völligen Rückzug der Besatzungsarmeen zu vermeiden. Kennan schätzt die gesamte Bevölkerung in den Satellitenländern, die der Domination von Sowjetrussland günstig gesinnt ist, auf 5 Prozent!

Im Hinblick auf die kommunistische Ideologie liegen die Dinge indes anders. In dieser Beziehung ist die Feststellung

Kennans interessant, dass die «wirklich Gläubigen» des Kommunismus vom Bericht Chruschtschews am härtesten getroffen worden seien. Daraus erkläre sich auch die Hoffnungslosigkeit und Unsicherheit, in die die überzeugten Kommunisten Osteuropas verfallen seien. Sicher sei, dass durch die Vorgänge in Polen und Ungarn die Dritte Internationale ein Ende nahm, dass die Autorität Moskaus auf das stärkste erschüttert sei und es, nach seiner Meinung, die bisherige privilegierte Stellung bereits verloren habe. Die Armee sei während der Stalinzeit sehr unglücklich gewesen. Die Generale, Schukow an der Spitze, wurden sehr gedemütigt. Dieser sei, nach dem Eindruck von Kennan, Chruschtschew politisch nicht besonders nahestehend, aber noch weniger Malenkow. Zweifellos habe die Armee heute einen wesentlich grösseren Einfluss, würde sich aber nicht mit irgendeiner Partei im Innern der Regierung identifizieren oder versuchen, offen selbst die Macht zu ergreifen. Kennan wartet auf die dringend notwendig gewordene Ersetzung der alten Führer durch die jüngere Generation, die «nächstens intervenieren wird». Wer das sei, wisse man noch nicht.

Die tiefste Überzeugung für Kennan ist, dass in dieser Welt grosse Wahrheiten über die menschliche Natur existieren, die jede Regierung, wenn sie einen guten Ausgang nehmen will, achten muss. Er sagt wörtlich: «Diese Wahrheiten haben wir in Amerika nicht geschaffen; unsere Vorfahren haben sie uns übergeben, und wir haben sie nicht vergessen... Begrenzen wir darauf unsere Ansprüche. Wenn, wie ich es seit langem verzweifelt hoffe, eine Ära grösserer Freiheit sich für Osteuropa eröffnet, so deshalb, weil im Innern aller Völker gesunde Kräfte existieren, die sich heute offenbaren. Diese Kräfte haben wir nicht geschaffen. Sie waren da. Meinerseits denke ich, dass Gott sie geschaffen hat.»

Die innere Entwicklung in Sowjetrussland sieht er ganz nüchtern, fast in derselben Art, wie ich es selbst immer vertrat: Das Volk muss erzogen werden, um der Wirtschaft und der Industrie gute Kaders zu verschaffen. Dadurch entsteht zwangsläufig eine wachsende Verschiedenheit zwischen dem Regierungssystem und diesem besser erzogenen und organisierten, modernen Russland. Auf die Länge der Zeit ist diese Verschiedenheit nicht aufrecht zu erhalten: das eine oder das andere muss weichen. Was erneut beweist, dass zwischen dem menschlichen Planen und dem geheimen Plan Gottes eine Spannung besteht, die den Menschen zwingt, diesen und nicht den seinen auszuführen. Bis dieses Einschwenken sich vollzieht, werden die nichtkommunistischen Demokratien fortfahren müssen, den politischen und militärischen Realitäten des heutigen Sowjetrussland ohne Schwäche Rechnung zu tragen.

Ich gab aus einem vier Seiten langen Exposé nur die Schlüsse eingermassen wieder, bemerke aber, dass der Präsident des amerikanischen Geheimdienstes, der Bruder des jetzigen Staatssekretärs, Allen Dulles, auf Grund seines reichen Materials ungefähr zu denselben Schlüssen kommt. Was beweist, dass die durch den religiösen Glauben filtrierte menschliche Vernunft allein die Dinge zu Ende zu denken vermag.

H. Schwann

Johannes der Täufer: Ein Schüler der Essener?¹

Eine so eigenartige und markante Gestalt wie die Johannes des Täufers wirkt wie eine Herausforderung auf den gesunden

¹ Eine Übersicht über die hier verwendeten abgekürzten Bezeichnungen der Schriften von Qumran findet sich im Artikel: «Zur Diskussion um die Handschriften vom Toten Meer»; Orientierung Nr. 12/13, 1956, S. 140.

Menschenverstand. Man nimmt Anstoss an ihm und versucht deshalb auf irgend eine Weise mit ihm fertig zu werden.

So haben schon die jüdischen Zeitgenossen des Täufers versucht, das Beunruhigende dieser Gestalt dadurch zu beseitigen, dass sie es auf eine ihnen vertraute Macht zurückführten. Die-

sen Versuch bezeugt uns der Evangelist Lukas: «Johannes der Täufer ist gekommen, der ass nicht Brot und trank nicht Wein; da sagt ihr: Er hat einen Dämon» (7, 33).

Eine solche Erklärung vermag den modernen Soziologen nicht zu befriedigen. So wird der Täufer bei *A. Rüstow* zum Typus jenes Nomadentums, das in der sesshaften Kultur die Ursache allen sittlichen Verfalls sieht. Während in dieser Perspektive die religiöse Bedeutung des Täufers ganz in den Hintergrund tritt, hat die Religionsgeschichte die Taufe in den Mittelpunkt ihrer Bemühungen um die Gestalt des Johannes gerückt. Nach *W. F. Albright* hat es im oberen Euphrattal von 2600 v. Chr. bis 300 n. Chr. eine Täuferbewegung gegeben, deren Ausstrahlung bis nach Palästina auch die Tätigkeit des Johannes verständlich mache.

Unter den Täufersekten Mesopotamiens hat der Mandäismus eine besondere Berühmtheit erlangt. Da in den heiligen Texten dieser Sekte Johannes der Täufer als himmlischer Bote und Mittler zwischen der Lichtwelt und den Seelen eine zentrale Stellung einnimmt, hat *Reitzenstein* die Taufe des Johannes auf diese Sekte zurückgeführt. Er liess sich faszinieren von Texten wie dem folgenden: «Seid getauft mit der Taufe lebendigen Wassers, die ich euch von der Lichtwelt gebracht habe und die Taufe aller Vollkommenen und aller Gläubigen ist. (...) Wer an seiner Taufe festhält und die schönen und guten Werke tut, dem wird niemand den Weg des Aufstiegs versperren.»

Obwohl nun die Gelehrten heute das Verhältnis zwischen Johannes dem Täufer und dem Mandäismus ganz anders sehen als *Reitzenstein*, so bleibt die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Johannes und der Täuferbewegung des Nahen Orients bestehen. Ja, sie hat durch die Handschriftenfunde am Toten Meer ein höchst aktuelles Interesse gefunden. Bestätigen die Texte von Qumran jene Hypothese, die *Albright* schon im Jahre 1940, also zehn Jahre vor der ersten Veröffentlichung von Texten aus Qumran, formuliert hatte: die Johannestaufe wie die jüdische Taufe heidnischer Proselyten gehen auf die Essener als ihrer gemeinsamen Quelle zurück?

Diese Problemstellung innerhalb der Forschung führt zu einer ersten Frage: Gibt es Berührungspunkte zwischen den Texten von Qumran und den neutestamentlichen Berichten über Johannes den Täufer? Dieser erste Gesichtspunkt bedarf der Ergänzung durch die entgegengesetzte Frage: Gibt es irgend eine Tatsache, durch die Johannes der Täufer eine unverwechselbare Eigenart hat gegenüber den Leuten von Qumran?

Gemeinsamkeit der geistigen Haltung

Einen unbestreitbaren Ausgangspunkt für die Frage nach der Beziehung zwischen Johannes und den Qumranern bietet uns die geographische Lokalisierung ihres Wirkens. Von Johannes berichtet der Evangelist *Matthäus* in seinem 3. Kapitel, dass er in der Wüste Judäas aufgetreten sei. Auch jene Ruinen, die von den Arabern *Khirbet Qumran* genannt werden, gehören zur Wüste Judäas. Sie waren um die Zeitenwende das religiöse und administrative Zentrum von Juden, die in Zelten und Höhlen diese Gegend bewohnten.

Wenn sowohl Johannes wie die Qumraner in der Wüste lebten, so stellt sich die Frage nach dem Motiv dieses Lebensstils. Während für den Soziologen *Rüstow* ein Leben in der Wüste nur der Ausdruck der Kulturfeindlichkeit ist, muss unter den Anhängern des Täufers eine andere Begründung im Umlauf gewesen sein. Ein Echo hievon finden wir noch bei *Matthäus*, wenn er von Johannes sagt: «Dieser ist nämlich, der genannt ist durch *Jesaja* den Propheten, da er spricht: ‚Die Stimme eines Predigers ruft in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn, macht seine Pfade gerade.‘»

Genau das gleiche Prophetenwort wird nun auch in der «*Regel der Kommunität*» erwähnt. Da heisst es: «Wenn diese Dinge der Gemeinde in Israel zustossen (...), dann sollen sie

sich von der Stätte der ungerechten Menschen zurückziehen und in die Wüste gehen, um dort Gott einen Weg zu bereiten, so wie geschrieben steht: In der Wüste bereitet den Weg des (Herrn), in der Steppe ebnet einen Pfad unserem Gott» (VIII, 12–14).

Diese Texte zeigen, dass sowohl Johannes wie die Qumraner ihren Rückzug in die Wüste mit demselben Prophetenwort begründen. Für uns Moderne ist dieses Prophetenwort allerdings nicht mehr unmittelbar verständlich. Denn für uns ist das Wort Wüste eine rein sachliche Bezeichnung für unfruchtbares Land. Für die Juden der vorchristlichen Zeit war es aber bedeutungs- und gefühlsgeladen, da es tief in ihrer religiösen Tradition verwurzelt war. Das zeigt sich sehr deutlich in jener Stelle des Propheten *Hosea*, wo der Prophet sich überlegt, wie er die Liebe seiner treulosen Gattin zurückgewinnen könne:

«Darum will ich sie verlocken und sie in die Wüste führen und will ihr zum Herzen reden, und dort will ich ihr ihre Weinberge geben und will machen das Akortal zur Pforte der Hoffnung. Und sie wird dort auf mich hören wie in den Tagen der Jugend, als sie heraufzog aus dem Lande Ägypten» (2, 14–16).

In diesem Text ist die treulose Gattin des Propheten ein Symbol für das Volk Israel, das den Bund gebrochen hat, den Jahwe der Herr mit ihm geschlossen hatte. Deshalb hat auch die Erwähnung der Wüste eine Beziehung zur Geschichte Israels, zum vierzigjährigen Aufenthalt in der Wüste. Für *Hosea* ist der Wüstenaufenthalt die ideale Zeit, der Frühling der Liebe zwischen dem Volk und seinem Gott. Denn damals hörte das Volk auf die Stimme seines Gottes. In Kanaan hat Israel sich von seinem Gott abgewandt, weil es dem verführerischen Zauber der Naturkulte der einheimischen Bevölkerung erlag. Diesem Einfluss muss also das Volk entrissen werden. Nur durch die Rückkehr in die Wüste wird es zurückfinden zum Gehorsam gegen Gott. Dieser neue Wüstenaufenthalt wird dann zur Vorbereitung auf ein neues, gottverbundeneres Leben, zu dem sie einziehn durch das Akortal, das darum Pforte der Hoffnung genannt wird.

Somit weist das Wort des *Isaias*: «In der Wüste bereitet den Weg des Herrn» gleichzeitig in die Vergangenheit und in die Zukunft. Die Exodus-Situation der Bundestreue muss wiederholt werden. Dann wird Gott in ebenso wunderbarer Weise wieder in die Geschichte eingreifen und seinem Volk das Land zu ungestörtem Besitze übergeben.

Dass diese Hoffnung auf ein wunderbares Kommen Gottes in den letzten zwei Jahrhunderten v. Chr. sich zu solcher Intensität steigerte, dass Gruppen von Juden sich in die Wüste zurückzogen, erklärt sich aus der politischen Geschichte dieser Epoche. Seit 176 v. Chr. war *Antiochus Epiphanes* König von Syrien und damit auch von Palästina. Aus dem Streben nach kultureller Vereinheitlichung seines Herrschaftsbereiches hat er eine eigentliche Religionsverfolgung eingeleitet. Beschneidung und Einhalten des Sabbatgebotes waren unter Todesstrafe verboten. Verehrung heidnischer Gottheiten und Genuss unreiner Speisen wurden zum Staatsgesetz. Diese Verfolgung stellte den Glauben der Juden auf eine harte Probe. Das spiegelt sich in den Apokalypsen, die wir aus dieser Zeit haben, wie z. B. *Daniel*, *Henoch*, *Jubiläen*. Sie alle deuten diese harte Zeit der Verfolgung als ein Zeichen des nahen Endes der Geschichte.

Das war auch die Erwartung jener Juden, die in der Revolte des Jahres 70 n. Chr. Jerusalem verteidigten. Hiefür haben wir ein Zeugnis des *Flavius Josephus*, das uns zeigt, wie die Erwartung mit dem Gedanken an die Wüste verbunden war. Als der Tempel bereits in Flammen stand, da baten die Juden um freien Abzug in die Wüste. Denn sie waren davon überzeugt, dass die Zerstörung der heiligen Stadt nicht das Ende sein könne, sondern nur das Zeichen dafür, dass jetzt der grosse

Tag angebrochen sei, wo Gott und sein Reich in der Wüste offenbar würden.

Diese messianische Bedeutung der Wüste liegt auch einem Worte Jesu zugrunde, das *Matthäus* überliefert: «Wenn man nun zu euch sagt: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus» (24, 26). Diese Warnung hat nur einen Sinn, wenn die Zeitgenossen Jesu in der Überzeugung lebten, der Messias werde sich in der Wüste offenbaren.

Wird also das Leben in der Wüste von den Qumranern wie von Johannes dem Täufer mit dem Worte aus Isaias begründet, dann ist es ein Ausdruck für den Glauben, dass das endzeitliche Kommen Gottes nahe bevorstehe.

Dasselbe Bewusstsein, das Ende des alten Äons stehe bevor, spiegelt sich auch in der Gerichtspredigt des Täufers. So etwa, wenn er den Pharisäern und Sadduzäern zuruft: «Wer hat euch gesagt, dass ihr dem kommenden Zorngericht entinnen werdet?» (Mt 3, 7) Nach dem Sprachgebrauch des Neuen Testaments bezieht sich das entsprechende Wort für «kommen» auf die letzten Dinge. Auch das Feuer, von dem der Teufer spricht, weist auf das nahe bevorstehende Weltgericht hin. Denn seit ein Feuerregen Sodoma und Gomorrha vernichtet hat, ist das Feuer zu einem geläufigen Bild für das Zorngericht Gottes geworden. Nicht weniger deutlich ist der endzeitliche Bezug der anderen Bilder, die der Täufer gebraucht: die Axt ist bereits an die Wurzeln der Bäume gelegt; die Wurfschaufel, mit der der Weizen von der Spreu gesondert wird, ist schon in der Hand des Richters.

Bemerkenswert ist auch der Gegensatz in der Auffassung vom Sinn des Gottesgerichtes, der zwischen dem Täufer und den Pharisäern besteht. Diese beriefen sich darauf, Kinder Abrahams zu sein. Das kommende Gericht konnte nicht ihnen gelten, sondern nur den Feinden des auserwählten Volkes. Diese mussten vernichtet werden, bevor die endgültige Gottesherrschaft aufgerichtet werden konnte. Nach dem Täufer aber war die blutmässige Zugehörigkeit zum auserwählten Volke keine Garantie, heil durch das Gericht hindurchzukommen. Er schöpfte aus der Tradition der Propheten, wonach nur ein heiliger Rest vom Gericht errettet wurde. Darum ging es ihm in seiner Verkündigung, dieses heilige Volk zu bereiten, das im Endgericht bestehen könnte. Darum rief er auf zur Bekehrung. Und die Leute kamen und bekannten ihre Sünden, wie Markus und Matthäus berichten.

Wie Johannes der Täufer, so verstanden auch die Bundesleute von Qumran das kommende Gericht. Auch sie waren davon überzeugt, dass es nicht genüge, dem Volke Israel anzugehören. Auf die Einhaltung des Gesetzes kam es an. Gerade deshalb haben sie sich von den übrigen Menschen abgesondert, um sich ganzen Herzens dem Studium und der praktischen Ausübung des Gesetzes hingeben zu können. Das ist der Inhalt des Eides, den sie bei der Aufnahme in die Gemeinde ablegen: «Von ganzem Herzen und aus ganzer Seele sich zum Gesetze des Moses bekehren» (QS VII 8). Und genau wie bei Johannes dem Täufer schliesst auch bei der Gemeinde von Qumran die Bekehrung ein Bekenntnis der Sünden in sich. In der «Regel der Kommunität» wird der Ritus der Aufnahme mit folgenden Worten beschrieben:

«Die Priester sollen die Grosstaten Gottes aufzählen, so wie sie in seinen mächtigen Werken zum Ausdruck kommen und sie sollen sein gnadenvolles Handeln an Israel verkünden. Die Leviten sollen die Schandtaten der Söhne Israels aufzählen, all ihre schuld bare Auflehnung und all ihre Sünden, die sie in der Gefolgschaft Belials begangen haben. Nach ihnen sollen alle, die in den Bund eintreten, bekennen: Wir waren verkehrten Sinnes, wir haben uns aufgelehnt, wir haben gesündigt, wir waren gottlos, wir und unsere Väter vor uns, dadurch dass wir gegen die Gebote der Wahrheit handelten» (I, 21-26).

Wir sehen also, dass Johannes der Täufer und die Qumraner das Leben in ihrer Zeit in derselben Weise beurteilten. Beide leben in der Wüste, weil sie glauben, dass das Ende der Welt

unmittelbar bevorsteht. Ihr Lebensstil ist eine Vorbereitung auf das Gericht, das dem Kommen des Messias vorausgeht. Die Ähnlichkeit in der Auffassung des Gerichtes zeigt sich darin, dass beide das Bekenntnis der Sünden fordern.

Besonderheiten in der Biographie des Täufers

Da der Rückzug zu einem dauernden Leben in der Wüste selbst im Rahmen der Lebensgewohnheiten des Spätjudentums etwas Aussergewöhnliches ist, möchte man schon allein aus der geistigen Haltung, die ihm zugrunde liegt, auf Kontakte zwischen dem Täufer und den Qumranern schliessen. Doch hat man schon versucht, die Lebensweise des Johannes als Nasiräertum zu deuten, wofür man sich auf *Lukas* 1, 15 berufen kann: «Wein und berauschendes Getränk wird er nicht trinken.» Deshalb muss die Frage gestellt werden, ob die biographischen Notizen, die die Evangelien über den Täufer enthalten, auch konkrete Einzelzüge aufweisen, die erst von Qumran her verständlich werden.

Aus der Geburtsgeschichte des Johannes bei *Lukas* wissen wir, dass sein Vater Zacharias Tempelpriester war. Er gehörte der Klasse des Abia an, einer von jenen 24 Klassen, die zur Zeit Jesu den Stand der gewöhnlichen Priester bildeten. Sie lebten auf dem Lande, wo sie einen weltlichen Beruf ausübten. Da der Dienst im Tempel auf diese 24 Klassen verteilt war und jede Klasse je eine Woche lang Dienst hatte, machte der Tempeldienst im Jahr nur zwei Wochen aus.

Dieser Tempeldienst war im vorchristlichen Judentum nicht ein Beruf, der auf Grund einer freien Wahl ergriffen werden konnte. Er war vielmehr ein an die Abstammung gebundenes Privileg. Normalerweise hätte also auch Johannes, der Sohn des Priesters Zacharias, Tempelpriester werden müssen. Warum hat er auf das erbliche Anrecht auf das Priestertum verzichtet? Auf diese Frage geben uns die Evangelien keine Auskunft. Darum können wir versuchen, diesen Sachverhalt mit Hilfe der Texte vom Toten Meere aufzuhellen.

Die Bundesleute von Qumran haben sich selbst als «Söhne Sadoks» bezeichnet. Da ein Priester namens Sadok von König Salomo zum höchsten Rang befördert worden war und später dieser Sadok als Ahnherr des einzig legitimen Priestergeschlechtes galt, haben manche Forscher angenommen, die Qumraner seien von priesterlicher Abstammung gewesen. Auf jeden Fall hätten die Priester eine Vorrang- und Führungsstellung innerhalb der Gemeinde von Qumran innegehabt. Um so merkwürdiger ist dann die Tatsache, dass die Qumraner keine Opfer im Tempel darbrachten und überhaupt zum Tempel von Jerusalem in Opposition standen.

Dieser scheinbare Gegensatz in der Charakterisierung der Qumraner wird aber zu einer inneren Einheit, sobald wir uns für eine mögliche Rekonstruktion ihrer Geschichte entscheiden. Hiernach sind die Bundesleute von Qumran eine Weiterentwicklung der Bewegung der *Asidäer*. Dies waren Juden, die seit Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. gegen die Hellenisierungsbestrebungen reagierten und die Tempelfrömmigkeit zum Mittelpunkt ihres Lebens machten. So fühlten sie sich im tiefsten verletzt, als die Hohenpriester nicht mehr nach den Gesetzen Israels das Amt antraten, sondern von den heidnischen Herrschern Syriens nach rein politischen Gesichtspunkten ein- und abgesetzt wurden. Aus heiligem Protest gegen diese Degradierung des Priestertums und gegen die religionsfeindlichen Massnahmen der Seleuciden haben sich die *Asidäer* den Aufständischen um den Makkabäer Mattathja angeschlossen. Aber auch die Makkabäer begingen Verrat an dem Ideal, für das die *Asidäer* kämpften. Denn Jonathan liess sich im Jahre 152 v. Chr. die Hohepriesterwürde von den Seleuciden geben. Und im Jahre 103 v. Chr. hat der Hasmonäer Aristobolus Priestertum und Königtum in seiner Person vereinigt. Das war eine Usurpation dessen, was dem Messias vorbehalten war. In den Augen der aus den *Asidäern* hervorgegangenen Bewegung

war das ein Zeichen für die unheilbare Korruption der offiziellen Religion. An eine Reform war da nicht mehr zu denken. Es blieb nur mehr der Bruch mit dem offiziellen Tempelkult und das Abwarten der Tage des Messias, in denen der neue und geläuterte Tempelkult wiederhergestellt würde.

Wäre Johannes in einem Milieu aufgewachsen, das von solchen Haltungen und Gedanken bestimmt war, dann könnte man ohne weiteres begreifen, dass er es ablehnte, Tempelpriester wie sein Vater Zacharias zu werden. Auch seine Predigt am Jordan bekäme einen sehr konkreten zeitgeschichtlichen Gehalt. Denn Matthäus berichtet uns, wie Johannes die Pharisäer und Sadduzäer, die zu ihm hinauskamen, angedredet hat: Schlangenbrut nannte er sie. Eine solche Anprangerung wird verständlich, wenn Johannes die Ideen der Bundesleute von Qumran teilte. Danach waren die Pharisäer und Sadduzäer die Träger der offiziellen Religion, eben jener Religion, die von einem illegitimen Priestertum verwaltet wurde.

Auf die Besonderheit eines anderen Zuges aus der Biographie des Täufers werden wir aufmerksam, wenn wir des Johannes Einstellung zum Tempel vergleichen mit der Haltung Jesu.

Obwohl Jesus um die endgültige Aufhebung des Tempelkultes weiss, beobachtet er doch all die damit zusammenhängenden Vorschriften und Gesetze. In der Interpretation, die das 4. Evangelium von der Tempelreinigung gibt, hat Jesus das Bewusstsein, der neue Tempel zu sein. Wie die Frau von Samaria am Jakobsbrunnen Jesus fragt, ob man Gott auf dem Berge Garizim oder in Jerusalem anbeten müsse, da antwortet er: «Die Stunde kommt und jetzt ist sie da, wo die wahren Anbeten den Vater in Geist und Wahrheit anbeten werden» (Joh. 4, 23). Trotzdem sagt er zu dem Aussätzigen, den er geheilt hat: «Sieh zu, sage es niemandem, sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und bringe das Opfer, das Mose befohlen hat, ihnen zum Zeugnis» (Mt 8, 4). In diesem Opfer, das der Geheilte darzubringen hat, handelt es sich um ein männliches Lamm und zwei Turteltauben (Lev. 14, 21).

Ganz anders scheint die Einstellung Johannes des Täufers gewesen zu sein. Wenn ihn die Leute fragten, was sie tun sollen, so hat er sie nie aufgefordert, ein Opfer im Tempel darzubringen. Und doch hätte er nicht weniger Anlass dazu gehabt als Jesus. Denn der Israelit hatte nicht nur nach der Reinigung vom Aussatz Opfer darzubringen, sondern auch zur Sühne für seine Sünde. So lesen wir ausdrücklich im 3. Buche Moses:

«Wenn sich aber jemand aus dem gemeinen Volke unwissentlich versündigt, indem er eines von den Verboten des Herrn übertritt und sich so verschuldet, und er wird hernach der Sünde, die er begangen hat, inne, so soll er für die Sünde, die er begangen hat, eine Ziege, ein fehlloses weibliches Tier, als Opfergabe bringen, und er stütze seine Hand auf den Kopf des Sündopfers und schlachte es an der Stätte, wo man das Brandopfer schlachtet» (4, 27).

Dieses Gesetz des Moses hätte nun doch gerade in der Situation zur Anwendung kommen müssen, in der die Leute waren, die die Predigt des Johannes hörten. Denn auf Grund dieser Predigt kamen sie zur Erkenntnis ihrer Sünde, und sie fragten den Täufer, was sie tun sollen. Anstatt ihnen in Übereinstimmung mit dem Gesetz des Moses zu antworten: Gehet hin und bringet das vorgeschriebene Opfer dar, sagt er ihnen: «Wer zwei Röcke hat, gebe einen dem, der keinen hat; und wer Speise hat, tue ebenso» (Lk 3, 11).

Heisst das nicht, dass Johannes den Tempelkult zu einer Zeit, da er von illegitimen Hohepriestern verwaltet wurde, ablehnte? Hielt er sich mit seinen Weisungen nicht genau an das, wozu sich die Bundesleute beim Eintritt in den Bund verpflichteten? Denn in der Damaskusschrift wird gesagt, sie sollen den Armen, den Bettler und den Fremden unterstützen. Und genau so wie Johannes den Soldaten einschärft: «Begeht gegen niemand Gewalttat noch Erpressung, und begnügt euch mit eurem Solde», genau so warnt die Damaskusschrift davor, die

Armen des Volkes zu bestehlen, die Witwen auszubeuten (A VI 17).

So befremdlich es ist, dass in den Busspredigten eines Priestersohnes der Tempelkult überhaupt keine Rolle spielt, so verständlich würde dieser Zug, wenn wir annähmen, dass Johannes von den Bundesleuten in Qumran erzogen worden ist.

Für den modernen Leser der Geburtsgeschichte des Johannes, wie Lukas sie bietet, erhebt sich noch eine andere Frage. Wenn wir von der Verheissung des Engels an Zacharias hören, sein Sohn werde im Geist und in der Kraft des Elias vor Gott hergehen, um dem Herrn ein wohlgerüstetes Volk zu bereiten, dann wissen wir, wie das zu verstehen ist: Die Berufung zum Vorläufer ist ein freies Geschenk der Gnade Gottes. Wir wissen aber auch, dass es ein Kennzeichen der religiösen Geschichtsbetrachtung des Alten Testaments ist, die Zweit-Ursachen zu übergehen und alles Geschehen direkt auf Gott zurückzuführen. Deshalb liegt es auch nicht in der darstellerischen Absicht der Geburtsgeschichte des Johannes, die natürlichen Faktoren, die die übernatürliche Berufung vorbereitet haben, auszuschliessen. Nur werden sie nicht ausdrücklich genannt. Der Evangelist begnügt sich mit einem summarischen Hinweis auf die geistige Entwicklung und das religiöse Wachstum des Johannes: «Das Kindlein aber wuchs und wurde stark am Geist und war in der Einöde bis zum Tage seines Auftretens vor Israel» (Lk 1, 80).

Selbstverständlich müssen wir uns davor hüten, unsere moderne Psychologie in einen Juden der Zeitenwende hinein-zuprojizieren. Aber in der Frage, wie in Johannes der Gedanke, zum Vorläufer des Messias berufen zu sein, Gestalt gewann, geht es nicht um rein innerseelische Abläufe. Wir erforschen nur objektive Gegebenheiten, wenn wir die Frage stellen, ob es zur Zeit des Johannes in Palästina ein Milieu gegeben hat, in dem Gedanken lebendig waren, die für die Vorbereitung auf eine Sendung wie die des Johannes besonders förderlich sein konnten.

Ein solches Milieu war sicher die Bundesgemeinde von Qumran. Denn in ihr war die Erwartung des Messias besonders intensiv, wie wir unter anderem aus einem aufgefundenen Blatt schliessen können, das nur messianische Texte enthielt, die dem Alten Testament entnommen waren. So wird z. B. jene Stelle aus dem Orakel des Balaam angeführt: «Es geht auf ein Stern aus Jakob, ein Szepter erhebt sich aus Israel» (Num. 24, 17).

Entscheidend für unseren Zusammenhang ist aber die Tatsache, dass die Qumraner ausser dem Messias – ob ein oder zwei Messiasse ist ein Problem für sich – noch eine Gestalt erwarteten, die zwar auf den Messias bezogen ist, aber doch deutlich von ihm unterschieden wird. Hievon zeugt ein Satz aus der «Regel der Kommunität»: «Sie sollen ihr Verhalten in Einklang bringen mit den altherwürdigen Beschlüssen, mit denen die Männer der Gemeinschaft begonnen haben, sich zu bessern, bis zur Ankunft eines Propheten und der Messiasse aus Aaron und Israel» (IX 11). In Gebet und Meditation, denen im Leben der Bundesleute eine zentrale Stellung zukommt, haben die Mitglieder des Bundes diese Erwartungen tief in ihre Seele aufgenommen und daraus die Kraft zum Ausharren bis zum Tage des Messias geschöpft. Wäre es nicht eine wundervolle Pädagogik Gottes, wenn er Johannes durch die Meditation der heiligen Texte von Qumran auf die ihm bestimmte Sendung, Vorläufer des Messias zu sein, vorbereitet hätte?

Der fundamentale Unterschied

Es wäre keine sachliche Bestimmung des Verhältnisses des Täufers zu den Qumranern, wenn wir die Täufertexte der Evangelien nicht auch in der fragenden Absicht durchlesen

würden, worin Johannes sich von den Bundesleuten unterscheidet.

Gehen wir von der allereinfachsten Feststellung aus. Johannes wurde von seinen Zeitgenossen nicht Johannes der Essener genannt, so wie der Schriftsteller Flavius Josephus von Judas dem Essener spricht, der um das Jahr 100 v. Chr. gelebt hat, sondern Johannes der Täufer. Hieraus müssen wir schliessen, dass die Zeitgenossen des Johannes seine Taufe als etwas Besonderes empfanden, als etwas, das nur Johannes, den Sohn des Zacharias, charakterisierte.

Vergleichen wir die Taufe des Johannes mit den Waschungen der Bundesleute von Qumran, so zeigen sich ganz eindeutige Unterschiede. Das erste Merkmal der Johannestaufe besteht darin, dass sie nur einmal gespendet wird und nicht wiederholt werden kann. Für die Qumraner war aber das Tauchbad ein liturgischer Akt, der nach dem Zeugnis des Josephus täglich vor der Hauptmahlzeit vorgenommen wurde.

Ferner war das Tauchbad der Essener nicht ein Akt, den ein anderer vornahm, sondern jeder tauchte sich selbst ins Wasser. Selbst bei der jüdischen Proselytentaufe, von der man die Johannestaufe ebenfalls herleiten wollte, tauft der Proselyt sich selbst. Die Assistenten stehen nur dabei und rezitieren die jüdischen Pflichtgebote. Das Eigenartige der Johannestaufe besteht also darin, dass Johannes und die Bussfertigen, die auf seinen Ruf hören, nicht sich selber taufen, sondern dass Johannes die Taufe an ihnen vornimmt.

Ein drittes unterscheidendes Merkmal liegt darin, dass Johannes seine Taufe den Sündern spendet, während das Tauchbad der Qumraner den Vollkommenen reserviert ist. Lukas erwähnt ausdrücklich, dass auch Zöllner zu Johannes an den Jordan kamen. Die Zöllner aber galten als Sünder, was eine zeitbedingte Auffassung ist, die z. B. auch dem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner im Tempel zugrunde liegt. Im Gegensatz zur Taufpraxis des Johannes waren bei den Qumranern die Sünder von den Waschungen ausgeschlossen. In ihrer Regel heisst es: «Wer seinen Nächsten verleumdet, soll während eines Jahres vom Reinigungsbad der ‚Grossen‘ ausgeschlossen werden» (QS VII 16). Wenn jemand in die Gemeinschaft aufgenommen werden will, so gilt er noch als Sünder. Er muss seinen guten Willen erst durch die Tat bewähren. Deshalb bestimmt die Regel für ihn: «Er darf nicht an die Wasser kommen, um an der Reinigung der heiligen Männer teilzunehmen – denn nur jene werden rein, die sich zuvor von ihrer Bosheit bekehrt haben» (QS V 13).

Gerade diese Stelle zeigt, dass das Tauchbad bei den Bundesleuten kein Aufnahme-Ritus ist, sondern eine Zeremonie, die Privileg der Vollkommenen ist. Die Taufe des Johannes aber ist ein Initiationsritus. Denn ihm geht es darum, die eschatologische Gemeinde zu konstituieren, das wahre Gottesvolk zu sammeln, das beim Kommen des Messias heil durch das Gericht geht.

Diese Unterscheidungsmerkmale zwischen der Johannestaufe und den Tauchbädern der Bundesleute widerlegen jene Hypothese, derzufolge Johannes seine Taufpraxis einfachhin von den Essenern übernommen hätte. Dieses Ergebnis, das der Johannestaufe eine nichtreduzierbare Eigenart zuschreibt, wird vollauf bestätigt durch das, was wir von der Reaktion der Zeitgenossen des Johannes gegenüber seiner Taufe wissen.

In dem Streitgespräch über die Vollmacht Jesu stellt Jesus den Pharisäern die Frage:

«Woher stammte die Taufe des Johannes? Vom Himmel oder von Menschen? Sie aber überlegten bei sich selbst: Wenn wir sagen: vom Himmel, so wird er uns erwidern: Warum habt ihr ihm dann nicht geglaubt? Wenn wir aber sagen: von Menschen, so müssen wir das Volk fürchten; denn alle halten Johannes für einen Propheten» (Mt. 21, 25–26).

Diese Stelle zeigt deutlich die Verlegenheit der Gegner Jesu. Wäre nun aber die Taufe des Johannes nichts anderes gewesen als die Tauchbäder der Qumraner, dann wäre nicht einzusehen,

warum Pharisäer und Sadduzäer nicht antworten: Die Taufe des Johannes stammt aus der Gegend des Toten Meeres, wo sie von den Bundesleuten von Qumran geübt wird. Hatte doch Johannes Pharisäer und Sadduzäer so scharf angegriffen, dass diese darauf brennen mussten, sich gerade in den Augen des Volkes zu rechtfertigen. Ihr Schweigen ist nur verständlich, wenn selbst für sie der bloss menschliche Ursprung der Taufe des Johannes nicht feststand.

Klosterschule in Qumran?

Die Eigenständigkeit der Taufe des Johannes kann nur dahin gedeutet werden, dass Johannes zur Zeit seines öffentlichen Auftretens mehr war als ein blosser Essener. Da aber andererseits die Gemeinsamkeit in der Lebensauffassung und rätselhafte Züge in den biographischen Notizen der Evangelien auf das Vorhandensein von Kontakten zwischen Johannes und den Qumranern hinweisen, kann die Frage gestellt werden, ob Johannes nicht in seiner Jugend Schüler der Essener war. Für eine solche Periode im Leben des Johannes ist von der Geburtsgeschichte bei Lukas her Raum vorhanden. Wir haben die diesbezügliche Stelle aus Lukas bereits zitiert: «Das Kindlein aber wuchs und wurde stark am Geist und war in der Einöde bis zum Tage seines Auftretens vor Israel». Da aber andererseits jeder Hinweis fehlt, wie Johannes seine Jugendzeit verbracht hat, können wir die Frage, ob er Schüler der Essener gewesen sei, nicht direkt beantworten. Es bleibt uns nur der Umweg über die Untersuchung, ob die Qumraner überhaupt Jugendliche zur Formung aufgenommen haben. Müsste dies verneint werden, so müsste auch die bestehende Verwandtschaft zwischen dem Täufer und den Bundesleuten auf eine andere Weise erklärt werden.

Unsere gegenwärtige Untersuchung bezieht sich also auf die Frage, ob die Ordensgemeinschaft von Qumran bloss aus Erwachsenen bestand, oder ob sie auch Jugendliche aufgenommen hat, ähnlich wie etwa die Klöster des Mittelalters eine Schule für die Söhne der herrschenden Schicht hatten, oder wie auch heute noch manche Kongregationen Knaben in ihre Schulen aufnehmen, um so in ihnen das Verlangen nach dem Ordensideal zu wecken.

Für die Beantwortung dieser Frage stehen uns drei Informationsquellen zur Verfügung. Östlich von den Ruinen von Qumran befindet sich ein Friedhof mit etwa 1100 Gräbern. Skelette wurden ausgegraben und von Professor H. V. Vallois, Direktor des Musée de l'Homme in Paris, untersucht. Vallois kam zum Ergebnis, dass es sich bei zwei Skeletten um Menschen zwischen 20 und 25 Jahren handle, bei vier weiteren um Vierzigjährige und bei zweien um Menschen, die älter waren als fünfzig. Obwohl nun bei einer weiteren Öffnung von Gräbern, die in diesem Frühjahr vorgenommen wurde, auch Skelette von Knaben gefunden wurden, kann man kaum eine sichere Schlussfolgerung daraus ziehen. Denn einmal ist erst der hundertste Teil des Friedhofes untersucht. Des weitern wird auf einen Brauch im Mittelalter hingewiesen, wo Menschen im Friedhof eines Klosters begraben wurden, obwohl sie nicht dort gelebt hatten. Wäre etwas Ähnliches nicht auch für Qumran denkbar?

Eine zweite Informationsquelle ist die «Regel der Volksgemeinde». Die erste Kolumne, die von der Mobilisation für den eschatologischen Krieg handelt, spricht von Kindern, die in allen Vorschriften des Bundes unterrichtet werden sollen (1QSa I 4). Einige Zeilen weiter heisst es, dass jeder Bürger Israels von Jugend auf eine seinem Alter entsprechende Unterweisung erhalten soll. Dann wird vermerkt, dass die Erlaubnis zur Heirat an die Erfüllung des 20. Lebensjahres gebunden ist (1QSa I 7–10).

Wenn an dieser Stelle das heiratsfähige Alter auf 20 Jahre festgesetzt ist, so ist das für orientalische Verhältnisse sehr spät. Nach dem Talmud beispielsweise wird dem jüdischen

Knaben erlaubt, mit 13 oder 14 Jahren zu heiraten. Hieraus ergibt sich mit Deutlichkeit, dass in der «Regel der Volksgemeinde» die Heiratsfähigkeit nicht auf die physiologische, sondern auf die moralische Reife abgestellt wird. Wenn aber vorausgesetzt wird, dass die moralische Reife erst mit 20 Jahren erreicht ist, so ist anzunehmen, dass niemand vor seinem 20. Jahre als Vollmitglied in die Ordensgemeinschaft aufgenommen wurde. Diese Angaben wären zu berücksichtigen, wenn man hinsichtlich der Jugendzeit des Täufers eine Hypothese aufstellen möchte. Man müsste wohl annehmen, dass Johannes sich in dem Augenblick seines Lebens von den Bundesleuten getrennt hätte, als ihm die selbständige Entscheidungsfähigkeit zuerkannt wurde, nämlich mit 20 Jahren.

Aber selbst eine solche Hypothese wäre mit Vorsicht aufzunehmen. Denn man weiss nicht, ob die «Regel der Volksgemeinde» in den ersten Dezennien unserer Zeitrechnung, also in der Jugendzeit des Johannes, noch in Kraft war. Diese Regel steht nämlich in einem auffallenden Gegensatz zur «Regel der Kommunität», die friedliebende Gesinnung verrät und die Bestrafung der Bösen ganz Gott überlässt (QS X 17–19). So sieht auch Philon die Essener, wenn er von ihnen sagt, ihr Pazifismus gehe so weit, dass sie es ablehnen, sich an der Herstellung von Waffen zu beteiligen. Dieser Gegensatz zwischen den beiden Schriften, der «Regel der Volksgemeinde» und der «Regel der Kommunität», hat die Gelehrten zu der Annahme geführt, dass die «Regel der Volksgemeinde» ein sehr frühes Stadium der Entwicklung darstelle und etwa in die Zeit der makkabäischen Kämpfe, also vor die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr., hineingehöre. So eindeutig also die Texte über die Erziehung von Jugendlichen sind in der «Regel der Volksgemeinde», so zweifelhaft ist es, ob diese Regel zur Zeit des Täufers in Qumran noch in Kraft stand.

So bleibt uns noch die dritte Informationsquelle: Flavius Josephus. In seinem Buch «Der jüdische Krieg» sagt er von den Essenern: «Sie lehnen die Ehe ab und nehmen Kinder von anderen auf, solange sie noch zart und zugänglich für Unterweisung sind. Sie behandeln die Kinder so, wie wenn sie ihre eigenen wären und machen sie mit ihrer eigenen Lebensweise vertraut» (1. II, c. VIII 2).

So eindeutig dieses Zeugnis des Josephus ist, so wäre es doch voreilig, es als Kronzeugen dafür anzuführen, dass Johannes schon als Kind den Qumranern zur Erziehung übergeben worden sei. Gewiss erwähnt Lukas, dass die Eltern des Johannes bei seiner Geburt schon hochbetagt waren, so dass die Annahme nicht unwahrscheinlich ist, Johannes sei noch ein Kind gewesen, als sie gestorben sind. Es ist auch zuzugeben, dass der jüdische Schriftsteller Josephus alle Möglichkeiten besass, sich über die Lebensweise der Essener zu informieren. Hat er doch im 1. Jahrhundert n. Chr. gelebt, vom Jahre 37 bis ungefähr 105. Das Leben der Einsiedler seiner Zeit kannte er aus persönlicher Anschauung, da er drei Jahre unter der Leitung des Einsiedlers Banus in der Wüste ver-

brachte. Diesem Experiment hat er sich aus dem Verlangen unterzogen, zu einem persönlichen Urteil über die verschiedenen Lebensweisen und deren Auswirkungen zu kommen.

Trotzdem muss man in der Benützung seiner Ausführungen sehr vorsichtig sein. Denn er schreibt als Apologet und Propagandist für die Griechen und Römer, um deren Sympathie für die Juden er wirbt. Sind also seine Berichte nicht oft eher der Ausdruck eines Wunschbildes denn nüchterne Beschreibung der Wirklichkeit? Diese Frage stellt man sich gerade auch im Hinblick auf seinen Vergleich der Essener mit den Pythagoräern, da letztere in der Kaiserzeit zu neuem Ansehen gekommen sind. Da nun den Pythagoräern ein hoher Gemeinschaftssinn nachgerühmt wird, möchte Josephus vielleicht zeigen, dass die jüdischen Essener diesen nicht nachstehen. So kam es vielleicht zu dem verallgemeinernden Charakter seiner Schilderung von der Aufnahme fremder Kinder.

Ein weiterer Grund zur Vorsicht in der Auswertung des Berichtes des Josephus und seiner Anwendung auf den Täufer ist mit der noch andauernden Situation innerhalb der Qumran-Forschung gegeben. Auch noch in neuesten Artikeln erheben namhafte Gelehrte ihre warnende Stimme gegen eine unproblematische Identifizierung der Bundesleute von Qumran mit den von Josephus beschriebenen Essenern.

*

So kommen wir zu einem Ergebnis, das weniger zuverlässig klingt als das, was *Lankaster Harding* in den «Illustrated London News» vom 3. 9. 1955 schrieb: «Es ist fast sicher, dass Johannes der Täufer ein Essener war: Ohne Zweifel hat er die Idee einer rituellen Taufe oder eines Tauchbades von ihnen übernommen.» Gewiss liegt dem Leben der Bundesleute von Qumran und dem des Täufers dasselbe Daseinsverständnis zugrunde. Auch manche biographische Notizen aus den Berichten über den Täufer fänden eine zwangslose Erklärung, wenn wir annähmen, dass der Täufer seine Jugendzeit in Qumran verbracht hat. Aber die uns zur Verfügung stehenden Quellen sind beim heutigen Stand der Forschung noch mit zu vielen Unsicherheitsfaktoren belastet, als dass sie eine sichere Schlussfolgerung erlauben würden. Das Urteil muss vorläufig in der Schwebe bleiben: das Vorhandensein des Brauches, in Qumran Jugendliche zur Erziehung aufzunehmen, kann weder bejaht noch verneint werden. Sicher scheint uns nur das eine zu sein, dass Johannes zur Zeit seines öffentlichen Auftretens mehr war als ein Essener. Seine Auffassung von der Taufe weist uns hin auf eine besondere Einwirkung des Geistes Gottes. Allerdings läge kein Widerspruch vor zu unserem Glauben, wenn die Forschung einmal zu dem sicheren Ergebnis kommen sollte, Johannes sei in Qumran erzogen worden. Ganz im Gegenteil. Wir würden deutlicher sehen, wie Gott selbst geschichtliche Bewegungen in seinen Dienst nimmt, um seine Auserwählten auf ihre Sendung vorzubereiten.

M. Brändle

Mauriac – oder die Büchse der Pandora

Vorbemerkung: Wir haben bereits des öfters das Werk Mauriacs und auch seine Romane in positiv wertendem Sinn von namhaften Kritikern besprechen lassen. Da mag es zur Ergänzung und ausgeglichenen Urteilsfindung nützlich sein, die folgende sehr kritische Stimme mit Aufmerksamkeit zu studieren. (d. R.)

Die Landschaft der Romane François Mauriacs ist immer die Gironde gewesen, das Gebiet am Unterlauf der Garonne, Bordeaux und die «Landes», und wenn Mauriac es auch hin und

wieder versuchte sich mit Paris einzulassen, dann blieb das durchaus episodisch. Er bewegte sich im Bordelais, wie Bernanos im Pas de Calais, und im Raum seiner Romane stand nicht der Parisien, sondern eine südwestliche Varietät des Provinzfranzosen.

Zu ihr gehören die Dubernet und de Mirbel, die Dupont-Gunther, Pian und Desqueyroux, die Maucoudinat und Fondède, eine abgesonderte Gesellschaft von Rebgutbesitzern und

Weingrossisten, die im Bordelais zu den Honoratioren zu gehören pflegen. Nach unten vermischen sie sich mit Advokaten und Apothekern und anderen Mittelständlern, nach oben mit dem Gascogner Provinzadel und den Bankiers. Die Schicht der Kleinbürger bleibt ausser Betracht und ausser Betracht bleibt auch das Bordelaiser Proletariat. Nur jene Kreise spielen eine Rolle, denen Mauriac in seiner Jugend selber angehört hat als Sohn eines wohlhabenden Weinhändlers in Bordeaux, und um die nun offenbar aus vielen Gründen seine Phantasie noch immer kreist.

Diese Leute funktionieren unter sich wie eine Kaste, sind versippt und verschwägert, haben in der Stadt ihre Kontore und auf dem Land ihre Güter und leben in kleinen Rudeln zusammen, die sich gegenseitig beschnüffeln und begehren und ihre Standesunterschiede zelebrieren. Sie wissen genau wer zu ihnen gehört und wer nicht, und wer nicht zu ihnen gehört, wird nicht beachtet. Der kleine Jacques (in «La robe prétexte») erfährt denn auch schon früh, dass man sehr genau zu unterscheiden hat. Es ist in diesen Kreisen zum Beispiel verächtlich, mit etwas anderem zu handeln als mit Wein. Aber auch unter den Weinhändlern gibt es Rangunterschiede. Diejenigen, die edle Weine verkaufen, haben den Vortritt vor solchen, die auch gewöhnliche Weine verkaufen; und solche, die nur gewöhnliche Weine verkaufen, gelten nicht mehr als ein Essigfabrikant, nämlich gar nichts. Man grüsst sie nur ganz knapp, wenn man sie nicht völlig übersieht.

Aber Mauriac ist keineswegs begeistert von dieser, könnte man sagen, angestammten Verwandtschaft und es ist anzunehmen, dass sie ihm schon reichlich auf die Nerven ging, auch wenn, manchmal, ein Ton von Sentiment nicht ganz zu überhören ist, und ein Gemisch von Indignation und Rührung spürbar wird und ein Ambivalentwerden des Gefühls. Für gewöhnlich aber betrachtet er das Leben und Treiben in diesen Kreisen mit Spott und Verachtung. Seine Männer nämlich sind Kümmerlinge mit einer *nostalgia de boue*, mit Verdrossenheit und Langeweile. Sie sind enttäuscht vom Leben, das ihnen nicht mehr zu bieten hat als ein paar Unterröcke. Sie sind dumm und arrogant, habgierig, geizig und von Mätressen ramponiert. Die Frauen hingegen sind von aggressiver Rasse, hochmütig, aufgedonnert, bössartig, herrschsüchtig, lebensgierig und hysterisch, und um kein Haar sympathischer.

Mit solchen Wesen aber bevölkert Mauriac seine Romane, mit diesem deformierten Derivat von «Ancien régime» und «Louis Philippe». Kein Wunder, dass man sich in seinen drei Dutzend Büchern vergeblich nach einer passablen Ehe umsieht, denn es gibt keine, nicht eine einzige, und jene, die es zu sein schien, war nichts als eine gutgestrichene Fassade, denn es heisst in «Le nœud de vipères»: «Herr und Frau von Villenave liebten einander zwanzig Jahre nach ihrer Heirat noch so innig, dass ihre Liebe sprichwörtlich wurde. Sie schienen für sich allein glücklich und zufriedener zu sein. . . Eines Morgens aber hörte der Diener, der unten im Hause die Zimmer machte, im ersten Stock einen Revolverschuss und einen Angstschrei. Er stürzte die Treppe hinauf. . . da lag der Herr von Villenave blutüberströmt in seinem Bett. Frau von Villenave aber stand mit aufgelöstem Haar und im Morgenrock am Fussende des Bettes, einen Revolver in der Hand.»

Aber kann es denn anders sein? Eine Tochter aus diesen Kreisen erhält ja nur, wer über das Nötige verfügt. Liebe genügt bei weitem nicht; für Geld aber ist alles zu haben. Und so nimmt denn das Verhängnis regelmässig seinen Lauf. Man ist indessen allmählich dahinter gekommen, dass Mauriac sich immer nur Paare zusammengesucht hat, die ihm Gewähr zu bieten schienen, dass der Ausgang gar nicht anders als fatal sein konnte. Das heisst, er hat nur Männer und Frauen verkuppelt, die sich schon von Anfang an nicht riechen konnten, und natürlich steckten sie dann einander in Brand, bis der Hass aufloderte. Der Rest war Konsequenz. Es ging ihm wohl darum, zu demonstrieren, was er einmal folgendermassen umschrieben

hat: «Es gibt zwar Familien, in denen Eintracht herrscht. Wenn man aber an die vielen Heime denkt, in denen sich zwei Menschen um den gleichen Tisch, am gleichen Waschtisch und unter der gleichen Decke das Leben vereckeln, so ist es eigentlich erstaunlich, dass nicht mehr Ehescheidungen vorkommen. Denn sie verachten sich gegenseitig und können sich doch in ihren vier Wänden nicht aus dem Wege gehen.» Nun, in den Romanen Mauriacs können sie das jedenfalls nicht, dafür ist gesorgt. Und es ist auch dafür gesorgt, dass einmal ineinander-verheiratete Bordelaiser Weinhändlervermögen nicht mehr auseinandergenommen werden können. Man hat also beieinander zu bleiben auf Gedeih und Verderb, bis zum Pulverrauch und zum Arsenik im Kaffee, und man hat nun für die Eier nach Geld und Gut, nach Fleisch und Blut zu zahlen. Denn es wird immer ein Zustand hergestellt, wie in Sartres «Huis clos» und es hat einer des anderen Hölle zu sein.

Nur einzelnen gelingt es, sich davonzumachen, und hin und wieder scheint Mauriac das Bedürfnis zu haben, den Circulus vitiosus seiner romanesken Verderbnis zu durchbrechen. Aber es sind sonderbare Gestalten, für die Mauriac die praktikable Lösung findet. Es sind ausschliesslich Männer, aber «Männer» in Gänsefüsschen, möchte man sagen. Denn neben den phlegmatischen Kümmerlingen und «Kabovarys» tauchten schon in den Zwanzigerjahren immer wieder introvertierte Melancholiker auf, die als «Rühr-mich-nicht-an» zwar meistens etwas peinlich wirkten, aber offensichtlich die Sympathie von Mauriac zu haben schienen. Sie gehörten zu einem femininen Typus Mann, waren weich und öfters sentimental, preziös, verträumt, empfindsam und launenhaft und manchmal mit dem manierten Gehaben einer alten Jungfer. Sie leben zurückgezogen in ihren Behausungen, haben einen guten Freund an dem sie hängen, lieben Gedichte, sammeln alte Stiche, schreiben Tagebücher und bleiben unverheiratet. In der Regel sind sie gebildeter als die «Kabovarys», die meist robust, von der derberen Art der Provinzfranzosen, sich mit Wein, Wein und der zugehörigen Musik begnügen. Sie reden leise, sind rasch zum Schweigen zu bringen, meiden die laute Gesellschaft und bleiben am liebsten für sich allein. In einigen Fällen sind sie in den Romanen die Erzähler, man erfährt dann ihre Lebensgeschichte und vieles aus ihrer Jugend und das ist immer sehr aufschlussreich. Dabei ergibt sich dreierlei: Das heimliche Gefühl, etwas Besonderes zu sein, etwas Besseres und Feineres als die andern; dann, bei aller äusseren Manierlichkeit, eine kaum zu verbergende Neigung zur Intrige, die aus Neid und Eifersucht erwächst. Ausserdem aber spürt man einen bemerkenswerten Mangel an viriler Vitalität. Man wird wohl vermuten dürfen, dass man es mit einer Art von Effeminierten zu tun hat, mit Männern also, die in eine psychische Doppelgeschlechtlichkeit zurückfunktioniert worden sind. Warum? Nun das ist eben hier die Frage. Wir wollen aber gleich die Antwort darauf geben, denn es lässt sich erkennen, dass diese etwas sonderbar geratenen Männer in Mauriacs Romanen die Aufgabe haben, etwas zustande zu bringen, was den «Kabovarys» nie zu gelingen scheint, denn die «Kabovarys» gehen den Frauen regelmässig auf den Leim und werden geheiratet, worauf die Hölle ausbricht. Die Effeminierten aber können nicht geheiratet werden; an ihnen nämlich prallen die Reize der Frauen ab und da «die Damen», wie Mauriac geschrieben hat, «nichts Neues erfinden, sondern überall und zu allen Zeiten nur die gleichen Netze spinnen», kommen sie mit solchen «Männern» nicht zum Ziel. Je attraktiver sie sich benehmen, je aggressiver sie werden, je mehr sie ihre flotte Weiblichkeit zur Wirkung bringen, umso unangenehmer werden sie solchen Männern und genau in jenem Moment, in dem die «Kabovarys» gewöhnlich zu balzen beginnen, lösen die Effeminierten die Kontakte und ziehen sich angewidert zurück. Es ist ihnen eben unausstehlich, an jenes Gewisse auch nur zu denken, das den «Kabovarys» so viel Vergnügen bereitet. «Ich denke gar nicht an die Sache», sagte einmal Nicolas Plassac zu der nicht locker lassenden Agathe de Camblanes, «an das Unvorstellbare, von dem ich

nie im Ernst geglaubt habe, dass es sich zwischen uns irgendwann, morgen oder sonstje ereignen könnte. Und selbst dann, wenn ich Ihnen nicht nahekomme, Sie nicht berühre, allein das Zusammenleben mit Ihnen, Tag für Tag, Nacht für Nacht, solange ich auf dieser Welt bin! Ach! Selbst das... Nein, lieber sterben!» Worauf Agathe ihn fragte: «Ich ekle Sie an, nicht wahr? Aber vor welcher Frau ekeln Sie sich denn nicht?» Woraus sich ergibt, dass diese Männer ein geeigneter Typ sind, um die Manöver der Frauen zu durchkreuzen; denn, um es mit den derben Worten der alten Frau Plassac zu sagen: «Einen Esel, der keinen Durst hat, bringt keiner zum Saufen.»

Solchen Männern wird es eben nicht schwer, den Frauen zu entweichen, der «Sünde Adams» zu entgehen, der «Fleischeslust» und jenen Fatalitäten auszuweichen, die mit den Frauen und der Ehe auf die Männer zukommen, und «rein» zu bleiben, «unberührt», vor allem unberührt. Dazu braucht es keine Überwindung, keine Tugend und kein Opfer, das ergibt sich ganz von selbst, dafür sorgen die «hormonalen Antipathien».

Wer nun aber meinen sollte, das sei doch schliesslich keine Lösung des Problems, um das es Mauriac zu gehen scheint, der täuscht sich. Natürlich den «Kabovarys» ist nicht zu helfen, die bleiben was sie sind, aber den «Auserwählten» kann geholfen werden, jenen, in denen eine gütige Vorsehung den Trieb neutralisiert hat, so dass sie nicht mehr verwundbar sind wie Siegfried, immer an der gleichen Stelle. Darum geht es und solch ein Zustand ist für Mauriac erstrebenswert, denn als Romancier (um es vorsichtigerweise so zu sagen) hasst er den Trieb und *das sich mit diesem Trieb den Frauen ausgeliefert wissen*, den Frauen, die doch so «gefährlich» sind. Aber es ist nicht eine «jansenistische» Angst vor der Frau und der Sünde, die hier eine Szenerie der Erlösung vorbereitet, es ist etwas anderes. *Es ist das Beleidigtsein eines Mannes, der sich besser fühlt, aber um seine Schwäche weiss.* Es ist hier genau so wie bei Julien Green, dessen Romane auch, wie Green einmal gestanden hat (in einem seiner Tagebücher), «ein langgezogener Schrei des Triebhasses sind». Am Ende der langen Reihe steht immer die Frau, «der die Männer zu ihrem Unheil meistens nicht entgehen können». Am Ende steht der Frauenhass.

Man findet ihn immer wieder als des Rätsels Lösung in den Romanen dieses Franzosen. Aber Mauriac und der Frauenhass, das ist ein weites Feld, und wir können hier dazu nur wenig bemerken. Dieses beispielsweise, dass es kein Zufall sein kann, wenn der Phänotyp von Frau, den Mauriac ins Spiel bringt, und den er immer mit Argwohn und Abscheu betrachtet, von gefährlicher Art ist. Das beweist ihr Zugriff. Jener resolute Zugriff etwa wie in «Galigai», wo Agathe de Camblanes Nicolas die Hand unters Hemd schiebt, auf die nackte Brust, um den Schlag seines Herzens zu spüren. Das aber ist dort nicht die Geste einer Liebenden, sondern das ist der Griff einer Gierigen, die nach dem Blut des Mannes lechzt. Solche Griffe gibt es mehr als einen in den Romanen Mauriacs; in solchen Griffen ist er Meister, ein Meister, dem dabei die Angst den Schweiß austreibt. Immer nämlich greifen sie nach Männern, die Mauriacschen Frauen: Paule zuerst nach Galeas und dann noch nach dem roten Lehrer, und sie meinte, «es würde ihr bestimmt gelingen in sein Leben einzudringen», Agathe de Camblanes nach Nicolas und später nach dem alten Dubernet, obwohl sie zu ihm hätte sagen müssen: «Sie ekeln

mich.» Sie griff nach ihm wie Marie Desqueyroux nach Georges gegriffen hatte, obwohl Georges doch sogleich fühlte, «dass er die Stimme dieser Frau, neben der er würde leben müssen, hasste». Man kann es gar nicht übersehen – die bezeichnende Gebärde vieler Frauen Mauriacs ist ein Griff nach dem Mann, um ihm danach das Herz, den Kragen oder die Nieren umzudrehen. Denn in diesen Frauen ist eine Gier nach Leben und eine Gier nach Macht, und ihre «Liebe ist kein Sentiment – das bilden sich die Männer nur ein – sondern», um es mit C. G. Jung zu sagen, «ein Lebenswille, der bisweilen erschreckend unsentimental ist.»

Aber sie greifen nicht nur nach Männern, sondern nach allem, was sich beherrschen lässt, nach Kindern, Dienstboten und Schwiegertöchtern, und dafür ist Brigitte Pian das klassische Beispiel geworden (in «La Pharisienne»), diese gallige Maintenon, die in den Seelen herumspionierte, um sie sich untertan zu machen. Alle haben vor diesen Frauen Angst, aber alle benehmen sich vor ihnen wie die Kaninchen vor der Schlange. Das aber ist es, was in Mauriac die Wut einportreibt. Er sieht: diese Frauen sind immer *stärker*. Die Männer bringen es nur zu lächerlichen Versuchen von Rebellion, wie Louis in «Le nœud de vipères», der an den Freitagen unbedingt sein Schnitzel haben wollte, «nicht aus Hohn, sondern nur um zu zeigen, dass sein Wille ungebrochen war, und dass er in keinem einzigen Punkte nachgeben werde». Am Ende aber gaben alle nach. Nur den Effeminierten gelang es, sich bei Nacht und Nebel und im letzten Moment noch davonzumachen, die «Kabovarys» aber blieben im Netz – und das Netz war die Hölle.

Es wäre wohl der Mühe wert, auf diese Zusammenhänge und Aspekte in Mauriacs Romanen näher einzugehen, denn es ist leider üblich geworden, statt bei der Sache zu bleiben, mit allerlei nebulösen metaphysischen Konstruktionen und pseudotheologischen Kombinationen um die Dinge herumzureden und darüber hinweg. Damit verwischt man das, um was es geht. Denn diese Literatur ist von Komplexen dirigiert und nicht von Spekulationen über die Gnade. Sie ist so komplexhaft wie die Romane von David Herbert Lawrence, nur in umgekehrter Richtung. Man kann nicht von «Jansenismus» reden oder von «Manichäismus» (wie man das ausgiebig getan hat), denn damit wird vieles verwirrt und zu wenig geklärt. «Jansenismus» oder «Manichäismus» gewinnen innerhalb der Mauriacschen Romanwelt sogleich einen so ambiguen Charakter, dass sie zweideutig und schliesslich unverwendbar werden. Viel zutreffender wäre mit Strindberg von der Hölle des Geschlechts zu reden. Am richtigsten aber scheint es uns, darauf hinzuweisen, dass die Faszination und Indignation dieses Romanciers immer um das Phänomen der Frau gekreist hat. In allen seinen Romanen stehen die Frauen im Zentrum, aber nicht als das «Rätsel Weib» oder als die «grosse Mutter», wie in Wiecherts chthonisch-tellurischen Phantasien, sondern als *Pandora mit der Büchse*. Man wird sich aber daran erinnern müssen, dass der Pandora-Mythos (übrigens ein eminent literarpsychologisches Problem) schon bei Hesiod pessimistische und frauenfeindliche Züge gehabt hat, die auch bei Mauriac noch immer wirksam bleiben.

Darüber allerdings wäre nun soviel zu sagen, dass wir es gar nicht wagen können, hier auch darauf noch einzugehen.

Bert Herzog

Semaine des Intellectuels Catholiques

(7.-13. November 1956 in Paris)

Die Vereinigung des «Centre catholique des intellectuels français» (C.C.I.F.), die vor rund 10 Jahren gegründet wurde, organisierte ihre diesjährige Studienwoche unter dem Titel «Moderne Welt und Sündenbewusstsein» («Monde moderne et sens du péché»). Ihr Ziel und Streben gehen darauf hinaus, «einen Ort von Begegnungen, einen Treffpunkt zu bilden, ohne die Absicht zu hegen, fertige Lösungen aufzudrängen, vielmehr mit dem Bestreben, über die Probleme zu informieren und in Nüchternheit ihre Prüfung anzugreifen».¹

Ist den katholischen französischen Intellektuellen diese von ihnen selbst gestellte Aufgabe befriedigend gelöst worden? Hört man ein wenig nach links und rechts, so vernimmt man manche kritische Stimme; man wirft dem C.C.I.F. vor, eine etwas abgesonderte Gemeinschaft zu sein, die nur ein bestimmtes, das «wohldenkende» Publikum von Paris erfasse, aber lange nicht für die ganze katholische intellektuelle Schicht als repräsentativ gelten könne. In der Tat waren wir etwas überrascht, feststellen zu müssen, wie an den Vorträgen ganze Kreise der Pariser Intelligenz nicht teilnahmen, ganz abgesehen davon, dass vielleicht gut zwei Drittel der Hörer weiblichen Geschlechts waren.

Aber andererseits muss man wohl in Rechnung ziehen, dass die Veranstaltungen alles andere als «klerikalen» Charakter trugen. Es waren wirklich «Laien» hier am Werke, die auf sehr beachtlichem Niveau eine grundlegende Zeitfrage zu beantworten suchten. Ihre Leistung war sogar so bemerkenswert, dass sie an Tiefe und Durchdringungskraft ihres Denkens die meisten Redner der Geistlichkeit glatt übertrafen. Es war unmöglich, hier nicht das Erwachen der Laien gerade in bezug auf die Theologie festzustellen. Aus allen Reden schimmerte eine zwar noch ungeborene, aber nicht minder wirksame Laientheologie hervor, eingehüllt in den konkreten Situationen des heutigen Christen. Mochte auch das Publikum ein ganz bestimmtes sein, so waren doch die Redner aus allen Lagern vertreten: neben weltbekannten Namen wie Gabriel Marcel und Daniel-Rops fand man andere in Frankreich hochgeehrte Vertreter des Katholizismus vor, die an Leistungen nicht hinter den erstern zurückblieben (z. B. E. Borne, Ch. Baudoin, J.-M. Domenach, Luc Estang, J. Guittou, P.-H. Simon). Erfreulich war auch die Lebendigkeit der Zuhörer und nicht zuletzt ihre Ausdauer und Treue.

Nach einer sehr gedrängt vorgetragenen Darlegung Gabriel Marcells, die weit über das durchschnittliche hinaus einiges an Denkanstrengung verlangte, konnte man brausenden Beifall vernehmen, der ein inneres Mitgehen bezeugte. Unermüdetlich, bis zum Ende der Session, machten viele fleissig Notizen, während die übrigen mit offensichtlich ungeheucheltem Interesse die insgesamt 21 Vorträge, die jeweils von 21 bis 24 Uhr mit nur 15 Minuten Pause gehalten wurden, aufnahmen. Mag also diese oder jene vielleicht sehr berechtigte Kritik vernehmbar sein, so darf man die «Semaine des intellectuels» ohne Zögern zum mindesten als eine Gruppe lebendigen französischen Geisteslebens ansprechen.

Grundlinien

Das eine grosse Grundthema, das sämtliche Vorträge durchzog und beherrschte, dürfte mit dem etwas abgenutzten Begriff «christlicher Humanismus» bezeichnet werden. Die Öffnung des Menschen zu Gott hin, ebenso aber auch zu den Mitmenschen, diese grundsätzliche Wahrheit wurde in mannigfaltigen Variationen zum Ausdruck gebracht. Über-

raschenderweise wurde wenig über das Wesen der Sünde als solche gesagt: alle waren darin bald einig, sie als eine Verfehlung gegen die Liebe zu definieren; vielmehr breitete man sich über den die Sünde notwendig ergänzenden positiven Aspekt, über die Neuausrichtung der Menschheit zu Gott, aus. Was zum Beispiel Msgr. *Blanchet*, Rektor des Institut catholique, über die Theologie der Sünde vorbrachte, war durchaus «klassische» Lehre: die Sünde bestimmte er (ganz nach Augustinus) als Übertretung des Gesetzes Gottes, das jedoch nicht als unpersönliche, abstrakte Norm aufgefasst werden darf, sondern die Vollendung des Menschen bedeutet, so dass die Übertretung des göttlichen Gesetzes die Selbstzerstörung des Menschen mit sich bringt. (In derselben Linie auch die Ausführungen P. *Daniélous*.) Nebst der oben bezeichneten Hinordnung auf Gott wurde dann auch dieser Aspekt der Selbstvernichtung immer wieder beleuchtet. So ziemlich allgemein hoben die Redner die soziale Tragweite der Einzelsünde hervor, ihre Auswirkung auf die Schicksalsgemeinschaft der Menschen. Ja, sie deuteten dieses heute in Frankreich verstärkte Sündenbewusstsein – die Sünde ist die Sünde gegen den geheimnisvollen Leib Christi, die Kirche, betonte *Daniel-Rops* – als positive Vertiefung des Sinnes um Sünde, als Überwindung der rein individualistischen Moral des bürgerlichen Zeitalters.

Der Verlust des Sinnes der Sünde

So sehr aber das Solidaritätsgefühl des modernen Menschen sich verfeinerte, so fühlte man durchgängig bei den Rednern ein Erschrecken über das nahezu erlöschte Wissen um die eigentliche Sünde. Die grösste Sünde der heutigen Welt, meinte *Daniel-Rops* (ein Zitat Pius XII.), sei die, den Sinn der Sünde verloren zu haben. Mit diesem Urteil leitete er die «Semaine des intellectuels» ein, und stellte dem modernen Geiste die Busse des Mittelalters in scharfem Kontrast entgegen, ebenso das individuelle Sündengefühl eines Luther, eines Berulles und Vinzenz von Paul. Die Welt von heute ist eine Welt ohne Sünder und Heilige.

Als Historiker lag es ihm weniger, die Neuzeit in ihrem Unwesen aufzudecken, was umso brillanter *Gabriel Marcel* leistete. In unerbittlicher, scharfer Analyse charakterisierte er das moderne Streben als «Entfaltung der prometheischen Werte». Die neuzeitliche Deutung der Wirklichkeit als Evolution, als wachsende Selbstvergöttlichung, ist nicht nur ein Griff nach dem Sakralen, sondern auch nach der Sünde: so wie das Göttliche in die eigene Immanenz aufgelöst wird, so bemächtigt man sich auch der Sünde: die «Technik» im allgemeinsten Sinne (ob Psychoanalyse, ob Nationalökonomie usw.) wird zum Heilmittel der Sünde. Es gilt somit vor allem diese Verabsolutierung des Geschöpflichen zu durchbrechen in einer wahren Hinwendung zum transzendenten Gott. Die Sünde ist wesentlich Sichverschliessen vor dem Heile Gottes, das aber eben als solches mit bloss «moralischen» Kategorien nicht erfasst werden kann; Sündenbetrachtung führt notwendig hinein in den Geheimnisbereich Gottes. Unsere Moral suchte allzu sehr die Sünde im immanenten Bereich zu erfassen. Die Sünde insbesondere in den Schwächen des Fleisches zu finden (unter dem Einfluss des Jansenismus), bereitete den Boden für die Psychoanalyse vor. Das Böse kann jedoch nicht bloss «objektiv» erkannt werden: es greift tief in unsere Existenz ein. Das Böse sprengt das ausschliesslich Begriffliche.²

¹ Zit. aus der allgemeinen Programmschrift des C.C.I.F.

² «Le mal ne se révèle que dans une réflexion vécue.»

Diese dritte, so sehr übersehene Dimension der Sünde ist uns von den Dichtern (Dostojewskij, Green, Bernanos z.B.) aufgedeckt worden. So wie die Propheten die individuelle pharisäische Sündenlosigkeit der Sünde überführten, so halten uns diese das uns umgreifende «mysterium iniquitatis» vor Augen.

Mit nicht geringerer Eindringlichkeit verwahrte sich *Jean Guilton* vor dem neuzeitlichen Immanentismus.³ Sein Thema «Bekehrung des Sünders, Ehre Gottes» berührte ohnehin den Problemkreis von Marcel und Daniel-Rops («Sens du péché, sens de Dieu»). Die Gnade ist nur Besitz geworden, indem wir uns vom Schein des Zeitlichen in eine falsche Sicherheit einwiegen lassen (la fascination de l'apparence!). Die Bekehrung, die Metanoesis, die Grundbedingung des Reiches Gottes ist, haben wir umgebogen in die Entwicklungsdialektik unserer Geschichtsbetrachtung (Idealismus). Die eigentliche Hinbewegung zu Gott kann jedoch niemals in dieser horizontalen Richtung erfolgen: was uns not tut, ist das vertikale Wunder des Einbruchs der Ewigkeit in unsere Zeit hinein. Trotz aller Evolution, trotz allen Fortschrittes (ob individuell oder in Bezug auf die Gemeinschaft) sind wir der absoluten Ungeschuldetheit der Gnade ausgeliefert, die uns, mögen wir Übermenschen oder Heilige sein, auf dieselbe Stufe des «Nichtseins» vor Gott zurückführt.

Eröffneten die angeführten Redner mehr die Dimension des Göttlichen, so wandte *Walter Dirks* (Deutschland) seine Aufmerksamkeit der heutigen Weltstruktur zu, um die sich uns neustellende Aufgabe hervorzuheben. In sehr sachlicher, aber geradezu ergreifender Art – der Saal war atemlos still – legte W. Dirks dar, wie die moderne Menschheit zu einem neuen Bewusstsein erwacht sei: zu einem Wissen um Einheit und Unteilbarkeit. Die Kollektivitäten nehmen eine alles beherrschende Wirksamkeit ein, der sich keiner entziehen kann. Jede Einzelbewegung des Individuums auf Gott hin – die reine Innerlichkeit – ist deshalb, falls sie in einem ausschliesslichen Sinn, wie es so oft geschieht, aufgefasst wird, pure Illusion. Der Auftrag Christi an uns ist der einer Totalbekehrung. Ohne Abstrich haben wir der in der Menschwerdung vorgezeichneten Bewegung zu folgen: nicht nur unsere Herzen zu Gott zu wenden, sondern die Strukturen selbst zu ändern, die Kollektivitäten in und mit unserer Person zu erlösen: «Man muss die Geschichte selbst bekehren». Indem wir uns, getragen von der Allmacht des Heiligen Geistes, für die Kollektivitäten hingeben, in sie eingehen, werden wir ihre Dämonie überwinden, die Welt auf die – je erfolgende Ankunft Christi vorbereiten. Man fühlte es: jedermann (wie auch durch Marcel und Guilton) war in seinem Innersten angesprochen. Aus den leider allzu knapp dargelegten Gedanken der Redner mag vielleicht ersichtlich werden, wie der oben angegebene Grundton «christlicher Humanismus» vernehmbar wurde. Nicht in einem anthropozentrischen Sinn, vielmehr als «Gott alles in allem»: der Mensch als hangend zwischen Himmel und Erde, als Werkzeug in den Händen Gottes für seine Ehre, um eben in dieser reinen Durchgangswerkzeuglichkeit seine eigenste Mitte zu finden («um dadurch seine Seele zu retten», würde der heilige Ignatius sagen⁴).

Fleischeslust – Augenlust – Hoffart des Lebens

Das französische Volk wird oft «La fille aimée de l'Eglise» genannt. Es stimmt schon, trotz allen sichtbaren Mängeln: in jedem Redner, ausnahmslos, spürte man verborgen in seinem Herzen das Evangelium brennen. Eben dieses Brennen für das Reich Christi war vielleicht die gewinnendste Seite aller Manifestationen: dass es Laien gibt, eine geistige Elite, die letztlich in allem profanen Wirken restlos vom Evangelium her

³ Sowohl Guilton wie Gabriel Marcel und Daniel-Rops nahmen heftig Stellung gegen die «biométophysique» Teilhards de Chardin SJ.

⁴ Exerzitienbüchlein «Prinzip und Fundament».

leben. Nicht ohne Absicht wurde die Sünde der Welt unter den Themen «Das Vergnügen und die Leidenschaft», «Der Geiz und die Welt des Geldes» und «Die Macht, der Hass und die Gewalt» ins Auge gefasst: sie sollten, wie der Präsident der Vereinigung, H. Bedarida (Professor an der Sorbonne), ausdrücklich feststellte, eine Auslegung der johanneischen Trilogie «Fleischeslust, Augenlust, Hoffart der Welt» bedeuten.

I

Mit erfrischendem Mut nannten die Referenten des ersten Themas die Dinge bei ihrem Namen. Statt sich in eine Sündenmystik hineinzuflüchten – eine solche wurde allgemein äusserst klar abgelehnt –, deckte *Joseph Folliet* (Generalsekretär der «Semaines sociales») den inneren Widerspruch unserer Gesellschaft auf. Das hemmungslose Dominieren der heutigen Pansexualität ist in Wahrheit Flucht vor dem Abgrund der Verzweiflung und Angst, Gegenspiel zur inneren Entfremdung der Menschen der Grosstadt. Man sucht als Lösung die Betäubung.

Den tieferen Grund dieses Widerspruches deutete *Luc Estang* in einem sehr schönen Vortrag als Bruch zwischen der Liebe im umfassendsten Sinne und dem Sakralen. Losgelöst von ihrer geradezu konstitutiven Beziehung zu Gott entartet die Liebe in einen unerlösten Eros (dessen Erlösung eben die Agape wäre); sie erstarrt in ihrem eigenen Leben: wahre Leidenschaft wird zur Impassibilität («passion – impassibilité»); als Zeuge wurde Sartre zitiert). Echte Liebe, mit ihrer ganzen Tiefe an Leidenschaft, setzt einen metaphysischen Lebensgrund (Sakrament) voraus, der sie trägt und entfaltet: damit aber auch eine unzweideutige, klare moralische Norm.

Mitten hinein in diese unerschrockenen Demaskierungen konnte es sich Dr. med. *Marcel Eck* jedoch nicht nehmen lassen, das Lob der Sinne anzustimmen (gerade unter dem Zeichen des «christlichen Humanismus»), um eben auf diese Weise von der französischen katholischen Gesundheit Zeugnis abzulegen. Wie von dem Bewusstsein innerer christlicher Fülle übermannt, liess er spontan seinen Vortrag in ein Dankgebet an den Schöpfer ausmünden: einfacher, schlichter, aber tief menschlicher Dank für das Schöne, das die Augen, die Ohren und übrigen Sinne empfangen durften.

2

Aufrüttelndes, gelebtes Evangelium war vor allem die mutige Mahnung, die P. Lebreton O.P. und anschliessend P. Bigo S.J. (Direktor der «Action populaire») an die Besitzenden dieser Welt richteten. Mit wahrer evangelischer Freimütigkeit, wie wir sie bei uns nicht kennen, wurde der Finger auf die Wunde gelegt. Nach einem etwas kläglichen Auftakt von *Daniel Villey* (Nationalökonom), der vergeblich nachzuweisen suchte, dass nicht die Institutionen des Kapitalismus schlecht seien, sondern nur der sie beherrschende Geist (wiederum Scheidung zwischen Struktur und Innerlichkeit!), griff mit Wucht P. Lebreton das kapitalistische System als solches an: «Nicht das System ist geizig, aber das System nötigt uns, geizig zu sein.» Mit innerer Erregung klagte er die Gesellschaft an (man wurde unwillkürlich an die Wehrufe Christi an die Pharisäer erinnert): «Unsere Gesellschaft ist eine Gesellschaft individuellen und kollektiven Geizes: geizig ein jeder von uns in seinem wachsenden Bestreben, zu besitzen; geizig aber auch die Gesetzgeber, die nicht gegen die notorischen Missbräuche des Besitzes ankämpfen...!» Und Geiz ist Vorenthaltung der Güter der Welt, d.h. Sünde wider den Nächsten.

Während P. Lebreton sich auf die Lehre der Kirchenväter berief (Basilius, Chrysostomus, Gregor d. Gr.) legte P. Bigo, der selber als Arbeiter die Not des Proletariats zu teilen versucht hatte (nicht als «Arbeiterprieester»), in packender Weise das Evangelium aus: Die Parabel des armen Lazarus. Ohne Zwei-

fel bedeutete dieser Vortrag einen Höhepunkt der «Semaine des intellectuels», nicht durch wissenschaftliche Analyse, sondern durch die eindringliche Verkündigung franziskanischer Geistigkeit (mochte der Redner auch ein Jesuit sein) inmitten der gottfremden Grosstadt: «Der Menschen Werk ist tatsächlich zu einer Karikatur des Wortes Gottes geworden. Die Welt, in der wir leben, weist trotz der beachtlichen Korrekturen, die man an ihr vorzunehmen sich bemüht, noch zwei Makel auf, die dem Evangelium direkt widersprechen: Einerseits geht das Geld zum Geld. Andererseits geht der Überfluss nicht zu den Hungernden, und er droht die Satten zu vertilgen. Das Geld geht zum Geld und nicht zur Arbeit.»

3

Noch ein anderer Zug evangelischer Geistigkeit war deutlich spürbar: die Sorge um die Weltmission der Christenheit, die H. U. von Balthasar als «Schleifung der Bastionen» bezeichnet hat. Insbesondere wandten sich J.-M. Domenach (Kodirektor von «Esprit») und Etienne Borne (Gemeinsekretär des C.C.J.F.) gegen jede Ghetto-Spiritualität in der Politik. *Domenach* wies vor allem auf die verhängnisvolle Trennung von katholischem Leben und Politik hin, wie sie das Fernbleiben des Katholizismus (aus falsch verstandener Opposition gegen die französische Revolution) von der Republik bedeutete. «Die Regierung, das sind die andern», das ist unsere Sünde. Heute wird aber im Namen des Volkes regiert, zu einer innigen Schicksalsgemeinschaft sind wir zusammengeschweisst worden, so dass jedem die Pflicht obliegt, ob er will oder nicht, die Mitverantwortung an der Macht der Völker zu tragen. Gehen wir mit unserem christlichen Leben nicht in diese Verantwortung ein, so fällt die Macht von aussen über uns her und droht uns zu vergewaltigen: «En situant le pouvoir hors de l'homme, ce pouvoir vient sur eux par l'extérieur et tombe sur eux.»

Dieselbe Spannung zwischen «transzendenter Innerlichkeit» und «politischer Äusserlichkeit» deckte auch *E. Borne* auf, nur dass er mehr auf die göttliche Beziehung der Politik hinwies. Eben die Leugnung und Auflösung der Transzendenz in der Politik durch Rousseau und Hegel entfesselte die Mächte: das Sakrale muss wieder in die weltliche Macht einfließen, d. h. aber konkret, dass der christliche Mensch sich

hineinspannen lassen muss in das Spannungsfeld Gott-Welt: «Zu tragen die Last der Geschichte und zu tragen die Last Gottes.» Eine säuberliche «sécurité doctrinale» gibt es hierbei nicht. «Nur der Einsatz trägt die Verheissung einer Lösung in sich.» Mit ungewöhnlichem Feuer vorgetragen, das sichtlich auf die Hörer übergriff, endete Borne seine Darlegung mit einem Aufruf an einen «Glauben an Gott mitten im restlosen Einsatz», indem er mit durchaus echtem Pathos auf Jeanne d'Arc hinwies.

Probleme der Psychologie

So erfrischend diese Referate waren, so unbefriedigend wurden die Probleme «Psychiatrie und Moral ohne Sünde» und «Christlicher Personalismus und Kollektivschuld» behandelt. Eine Ausnahme bildete das sehr feine, literarisch ausgefeilte Referat des Genfer Professors *Charles Baudoin*. Äusserst geschickt drehte er den Spiess um: gerade unter der Anwendung der Psychoanalyse überführte er am Paradigma Gide die «Moral ohne Sünde» als Flucht vor Selbstverantwortung und Sich-Verweigern vor einer Lebenswahl. Wohltuend war auch die entschiedene Warnung des Theologen *P. Daniélou SJ* an die Psychoanalyse, strikte bei ihren Leisten zu bleiben. Was aber *Ch.-H. Nodet* vorbrachte, war abgewaschener Freudianismus. Nein, der französische Katholizismus hat noch nicht genügend Distanz zur Psychoanalyse gefunden. Noch enttäuschender waren die vorgebrachten Gedanken über die Kollektivschuld. Alle Redner lehnten zwar klipp und klar eine kollektive Schuld als solche ab, aber ihre Aussagen über christlichen Personalismus blieben merkwürdig statisch: ohne innere Beziehung wurden sie einfach der Leugnung der Kollektivschuld gegenübergestellt. Hier machte sich, ganz abgesehen vom französischen Individualismus, eine echt nationale Gefahr bemerkbar, nämlich dem literarisch-psychologischen Denken verhaftet zu bleiben und nicht die volle Last der «Anstrengung des Begriffs» auf sich zu nehmen.

Das waren aber auf das Ganze gesehen mehr Schwächen als eigentliche Fehler. Die Gesamtleistung stand ohne Zweifel auf sehr hohem Niveau. Und was vielleicht das Schönste und Eindrücklichste war: das latente, aber unverkennbar innere Drängen, sich für das Reich Gottes hinzugeben.

Robert Stalder

Wahltest in der Bundesrepublik

Wenn schon die so überaus bedeutsamen amerikanischen Präsidentschaftswahlen von der Aktualität der Ereignisse in Ungarn und Ägypten fast völlig in den Hintergrund gedrängt wurden, kann es nicht wundernehmen, dass die Kommunalwahlen, die Ende Oktober und Anfang November in fünf Ländern der benachbarten Bundesrepublik Deutschland stattfanden, fast unbemerkt passierten. Sie verdienen indessen eine gewisse Aufmerksamkeit. Mit Ausnahme von Bayern, Schleswig-Holstein und den norddeutschen Hansestädten schritt die gesamte Bevölkerung der Bundesrepublik zur Wahlurne. Neun Monate vor den nächsten Bundeswahlen und in einem Augenblick, da sich die Regierung Adenauer aussen- und innenpolitisch in einiger Verlegenheit befindet, musste diese Wählerbefragung zu einem Test der allgemeinen politischen Meinung, zu einer Art Vorwahl für 1957 werden.

So hatten es die politischen Parteien auch beabsichtigt, die ganz bewusst die neutralen Punkte der Bundespolitik – Wehrpflicht, Preissteigerung und verschleppte Sozialreform – zum Hauptgegenstand der Auseinandersetzungen im Wahlkampf machten. Obgleich gerade das politische Geschehen in

den Kommunen, in den Stadt- und Landkreisen genügend Stoff zur Auseinandersetzung bietet, für die der Durchschnittswähler durchaus kompetenter ist als zur Beurteilung der schwierigen Fragen der «grossen» Politik. Aber die Wähler haben die Herausforderung zur Stellungnahme im Grossen vollauf akzeptiert. Unbekümmert darum, was in der einzelnen Gemeinde auf dem Spiele stand, haben sie ihrer allgemeinen politischen Stimmung Ausdruck verliehen. Und diese wird nun einmal bestimmt von den Ereignissen der Politik auf Bundesebene. Die Tendenz der modernen Massendemokratie, die Wahlen weniger als Stellungnahme zu bestimmten, sachlich genau umschriebenen Problemkreisen zu verstehen, sondern als allgemeine politische Vertrauens- oder Misstrauenskundgebungen, scheint sich in der Bundesrepublik besonders stark durchzusetzen. Wie schon die Bundestagswahl 1953 mit ihrem grossen Erfolg für Dr. Adenauer, zeigten auch die Kommunalwahlen des Jahres 1956 die Tendenz zum Plebiszit.

Allerdings im umgekehrten Sinne! Das Misstrauensvotum gegen die Politik der Regierung Adenauer ist das einheitliche Kennzeichen dieser Wahlen – von der Nordsee bis zum Boden-

see. Schon im August des Jahres hatte ein deutsches Meinungsforschungsinstitut einen Umschwung der politischen Stimmung in der Bundesrepublik angekündigt. Nach dieser Umfrage hätten bei Wahlen zum damaligen Zeitpunkt die SPD rund 40 Prozent aller Stimmen erhalten, während die CDU auf 34 Prozent zurückgefallen wäre. Das Ergebnis der Kommunalwahlen zeigt, dass sich die in der Umfrage festgestellte Tendenz in der kurzen Zeit bis November noch verstärkt hat.

Die Christlichen Demokraten hatten im Gegenteil gehofft, dass Effektivwahlen die Tendenz der Umfrage mildern würden. Sie rechneten dabei mit ihrer besonders starken Unterstützung durch die weiblichen Wähler – bisher kamen auf 10 männliche CDU-Wähler 14 weibliche – und die traditionelle Wahlhilfe katholisch-kirchlicher Organisationen. Beides erwies sich – wie durch Testversuche in verschiedenen Wahlkreisen und das besonders bemerkenswerte Ergebnis in den rheinischen Großstädten offenbar wurde – als Fehlspekulation. Die Tatsache, dass die Hausfrau für eine Fleischportion zum Wochenende, die sie vor wenigen Monaten mit 11 D-Mark bezahlte, jetzt rund 14 D-Mark auf den Tisch legen muss, hat die Partei des Kanzlers Zehntausende von Frauenstimmen gekostet. Und die Sorge mancher Mutter, ihren Sohn zum Wehrdienst geben zu müssen – die Aufrufe zur Musterung des Jahrgangs 1937 hingen neben den Parteaufrufen an den Plakatsäulen! –, drückte sich auf dem Wahlzettel als Misstrauen gegen diejenige aus, die sie für die Politik verantwortlich glaubt.

Gegen diese Stimmung konnten auch die zahlreichen Aufrufe katholisch-kirchlicher Vereine nichts ausrichten, die an vielen Orten wieder eindeutig zur Wahl der CDU-Kandidaten aufforderten. Gerade in den traditionsverbundenen Grossstädten am Rhein liefen die CDU-Wähler in Scharen zur SPD über. In den Ruhrgrößtädten Essen und Oberhausen mit ihrer alteingesessenen katholischen Arbeiterbevölkerung errangen die Sozialdemokraten ebenso mühelos die absolute Mehrheit wie im «Goldenen Mainz». Und im «Heiligen Köln» – der Stadt des Bundeskanzlers – errang die SPD 32 von 66 Mandaten. Von den 38 kreisfreien Städten Nordrhein-Westfalens stellt die SPD in 32 den Oberbürgermeister, die CDU nur noch in sechs.

Wie war dieser «Gegenschlag» möglich? Für den ausländischen Besucher erscheint die Bundesrepublik als ein Land von erstaunlicher wirtschaftlicher Kraft und sozialer Stabilität. Ein solches Land – so meint man vielleicht – müsste doch mit seiner Regierung zufrieden sein. Aber bei näherem Hinsehen liegt gerade hier der Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtigen politischen Situation in der Bundesrepublik. Die CDU, die in den Anfängen ihrer politischen Wirksamkeit von weltanschaulichen Impulsen ausgegangen war, hat im Zuge ihrer Ver-

machtung ihr politisches Wesen immer mehr mit der durch die Arbeitsanstrengung des ganzen Volkes errungenen Steigerung des Lebensstandards identifiziert. «Noch besser leben! CDU wählen!» las man im Jahre 1953 auf Plakaten dieser Partei. Und im Jahre 1953 sind die Wähler in grossen Massen auf diese Versprechung eingegangen.

Inzwischen aber hat sich einiges geändert. Auch in Deutschland stiegen die Preise und die sozialen Versprechungen blieben unerfüllt. Fügt man die unpopuläre Wehrpolitik hinzu, so wird verständlich, warum die SPD in der Bundesrepublik einen derartigen Vormarsch antreten konnten. Die Parolen der CDU kehren sich wie ein Bumerang gegen die, die sie in die Welt setzten. Die Propaganda mit dem Lebensstandard ist kein ausreichendes politisches Programm. In Bayerns CSU und auch in der CDU Nordrhein-Westfalens scheint eine Selbstbesinnung eingesetzt zu haben.

Wird sie ausreichen, die Tendenz erneut zu wenden? Neun Monate sind für einen erst in den Ansätzen erarbeiteten politischen Kurswechsel eine sehr kurze Zeit. Eines solchen Kurswechsels bedürfte es aber wohl, um der CDU ihre politische Chance zurückzugeben. Er würde bestehen in einer Rückbesinnung auf ihren eigentlichen politischen Ausgangspunkt ebenso wie in einer realistischen Einstellung zu den Problemen des zweigeteilten Deutschland und den sozialen Aufgaben, die ein Staat erfüllen muss, der wirkliche Stabilität erringen will.

Politische Verschiebungen im Zahlenspiegel

Die prozentualen Ergebnisse der Kommunalwahlen in fünf deutschen Bundesländern:

Partei	Nordrhein- Westfalen	Rheinland- Pfalz	Nieder- sachsen	Hessen	Baden- Württemberg
CDU	38,2 (48,9)	41,1 (52,1)	20,6 (26,6)	21,2 (24,1)	24,1 (25,2)
SPD	44,1 (31,9)	39,6 (27,2)	38,5 (35,2)	47,1 (42,6)	32,2 (25,0)
FDP ¹	9,6 (8,5)	12,3 (12,1)	7,3 (7,9)	8,6 (20,5)	9,2 (11,6)
BHE ²	2,8 (2,7)	0,1 (1,5)	10,7 (12,1)	8,1 (9,1)	3,2 (4,8)
DP ³	—	—	15,3 (16,8)	0,9 (0,6)	—
Zentrum	4,0 (2,7)	—	—	—	—

¹ FDP = Freie Demokratische Partei, liberal.

² BHE = Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten, Flüchtlingspartei.

³ Deutsche Partei, rechtsstehend.

Die in den Klammern () angegebenen Vergleichszahlen beziehen sich in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz auf die Bundestagswahlen 1953, in Niedersachsen und Hessen auf die Landtagswahlen 1954 und in Baden-Württemberg auf die Kommunalwahlen 1953.

Willi Kreiterling

Bücher

Wilhelm Hünermann: Geschichte des Gottesreiches. Bilder aus der Kirchengeschichte für Jugend und Volk.

I. Band: *Das purpurne Segel*. Erzählungen zur Kirchengeschichte der ersten acht Jahrhunderte. 263 S., Grossoktav. Kart. sFr. 12.–/DM 11,50, Ganzleinen sFr. 14.–/DM 13,50.

Der unermüdliche Erzähler W. Hünermann wird nun, nach seinen vielen Heiligenleben und katechetischen Geschichten, auch zu einem deutschen Daniel Rops. Er hat es unternommen, auf eine noch mehr volkstümliche Art als der Franzose für breitere Kreise, und besonders auch für die Jugend, die ganze göttliche Heilsgeschichte darzustellen. In «Bündnis mit Gott» brachte er uns, in freier Gestaltung, die Geschichten des Alten Testaments nahe. «Wir haben seine Herrlichkeit gesehen» schliesst sich an mit dem

Leben des Herrn und seiner Erlösungstat. Der erste Band einer Geschichte des Gottesreiches, «Das purpurne Segel», enthält nun die ersten acht Jahrhunderte der Kirchengeschichte.

Wie immer ist der Verfasser auch in diesem Buch der geschickte, einfühlende Lebendigmacher des Vergangenen: er zeichnet in persönlicher Anteilnahme die Episoden der christlichen Frühzeit. Nicht romanhaft willkürlich, sondern ausgehend von den Ergebnissen der Geschichtswissenschaft. Dabei gesteht man es dem Volkserzähler gerne zu, dass er einen einzelnen Vorgang mit allgemeinen zeitgeschichtlichen Kenntnissen anschaulich macht, auch wenn dies dann über die dokumentarischen Belege hinausführt. So wird diese Kirchengeschichte, mit Wärme geschrieben, ein neues Interesse und eine innigere Teilnahme an den Geschicken der Mutter Kirche zu wecken imstande sein. Bb.

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

- Angehrn P. Siegwald / Scherrer Josef:** Vereinte Kraft. Ein Beitrag zur Verständigung zwischen Bauern und Arbeitern. St. Wendelinswerk, Einsiedeln, 1956. 64 S. Brosch. Fr. 1.70.
- Antwort. Festschrift zum 70. Geburtstag von Karl Bärth am 10. Mai 1956.** Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich, 1956. 976 S. Leinen Fr. 48.70.
- Bauer und Kirche.** Werkbuch zur grundsätzlichen Schulung und beruflichen Ertüchtigung. Herausgegeben von den Bauernseelsorgern der Schweiz. St. Wendelinswerk, Einsiedeln, 1956. 192 S. Brosch. Fr. 5.30.
- de la Bedoyère Michael:** Die Würde des Laien. Das notwendige Wagnis des Lebens in der Welt. Walter-Verlag, Olten, 1956. 184 S. Leinen Fr. 10.90. Kart. Fr. 8.10.
- Beumer Johannes, SJ:** Auf dem Wege zum Glauben. Eine katholische Apologetik für Laien. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1956. 176 S. Leinen DM 7.80. Paris, 1956. 664 S. Broschiert.
- Claudiel Paul:** Kleines geistliches Tierbuch. Exklusives Geschenkbändchen in Goldprägung. Fontana-Verlag, P. Gräminger, Zürich, 1956. 86 S. Fr. 8.30.
- Dessauer Friedrich:** Erbe und Zukunft des Abendlandes. «Rundfunk und Buch» Bd. 1. Marion von Schröder Verlag, Hamburg, 1956. 64 S., 8 Abb., 3 Faksimiles, 1 Strichzeichnung. Leinen DM 6.80.
- Färber Karl:** Brevier zum inneren Leben. Verlag Jos. Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1956. 276 S. Leinen DM 8.80.
- Gebete grosser Seelen.** Verlag Ars sacra Josef Müller, München, 1956. Kleinoktav, 176 S. Leinen Fr. 5.50.
- Gerstenmaier Eugen:** Reden und Aufsätze. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart, 1956. 440 S. Ganzleinen DM 14.80.
- Goldbrunner Josef:** Katechismusunterricht mit dem Werkheft. 1. Teil: Von Gott und unserer Erlösung. 108 S. DM 4.80. 2. Teil: Von der Kirche und den Sakramenten. 113 S. DM 5.—. 3. Teil: Vom Leben nach den Geboten und von den letzten Dingen. 126 S. DM 5.20. Kösel-Verlag, München, 1956.
- Henze Anton:** Ronchamp. Paulus-Verlag, Recklinghausen, 1956. DM 9.80.
- Huth Albert:** 10 Gesetze der Seele. Eine volkstümliche Psychologie. Pilger-Verlag, Speyer, 1956. Schweiz. Alleinauslieferung: Christiana-Verlag, Zürich. 127 S., sFr. 5.—.
- Jantsch Franz:** Verkündet das Evangelium. Unbekannte Perikopen. Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, 1956. 280 Seiten, kart. sFr. 9.80.
- Kirche in Not. Band 3: Bolschewismus — Ersatzreligion.** Ostpriesterhilfe, Königstein/Taunus, 1956. 135 Seiten, brosch. DM 2.50.
- «Kirche und Kommunismus.»** Der dialektische Materialismus und seine Verurteilung. Heft 9/10 der Reihe «Religiöse Quellenschriften». Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1956. 106 Seiten, kart. DM 2.80.
- Klement Johannes:** Einer ist euer Lehrer. Katechismus-Werkbuch. Verlag Herold, Wien, 1956. 76 S., brosch. sFr. 5.20.
- Knünz Josef S. J.:** 100 Jahre Stella Matutina 1856—1956. Stanislaus-Stiftung, Balzers, 1956. 208 Seiten.
- Lange-Eichbaum Wilhelm:** Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Genies. Ernst Reinhardt-Verlag, Basel, 1956. 628 S., 4. Auflage, Fr. 38.—.
- Leclercq Jacques:** Begegnung mit Gott. Das göttliche Leben in uns. Rex-Verlag, Luzern, 1956. 1. Band der Reihe «Christliche Lebensgestaltung». 251 S., kart. Fr. 9.—, Leinen Fr. 11.—.
- Lemoine Dom Robert, OSB:** Le Droit des religieux du Concile de Trente aux Instituts Séculiers. Editions Desclée de Brouwer, Bruges, 1956. 627 S., brosch. bFr. 400.—.
- Lerch Emil:** Versuchung und Gnade. Betrachtungen über Paul Claudel und sein Schauspiel «Der seidene Schuh». Verlag Heiler, Wien, 1956. 144 S., kart. sFr. 8.—.
- Les Etudes Carmélitaines: Elie le Prophète.** Desclée de Brouwer, Bruges, 1956. 269 S., brosch. bFr. 200.—.
- Les Etudes Carmélitaines: Elie le Prophète.** Au Carmel — dans le Judaïsme et l'Islam. Editions Desclée de Brouwer, Paris-Bruges, 1956. 312 S., brosch., bFr. 200.—.
- Lippert Peter:** Zur Psychologie des Jesuitenordens. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1956. 2. Auflage. 132 S., Leinen.
- von Loyola Ignatius:** Der Bericht des Pilgers. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1956. 190 S., Leinen.
- Mausser Karel:** Kaplan Klemens. Roman. Rex-Verlag, Luzern, 1956. 347 S., Leinen Fr. 13.30.
- Messerschmid Felix:** Die Weiterbildung des Lehrers. Reihe «Weltbild und Erziehung», Nr. 14. Werkbund-Verlag, Würzburg, 1956. 32 S., kart. DM 1.80.
- Messner Johannes:** Die soziale Frage im Blickfeld der Irrwege von gestern, der Sozialkämpfe von heute, der Weltentscheidungen von morgen. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1956. 742 S., Leinen.
- Meyer Hans:** Weltanschauungsprobleme der Gegenwart. Paulus-Verlag, Recklinghausen, 1956. 288 S., Leinen DM 12.80, kart. DM 10.80.
- Ming P. Engelbert:** Dein Herr und dein Meister. Rex-Verlag, Luzern, 1956. 92 S., Pappband Fr. 6.—.
- Miscelanea Comillas, XXV.** Universidad Pontificia, Comillas (Santander), 1956. Brosch., 430 Seiten.
- Monsterleet Jean:** Wird der Gelbe Mann rot? Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im kommunistischen China. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1956. Mit Karten und Abbildungen, Oktav, 336 S., Leinen DM 14.80.
- Müller Dr. J.:** Die Kirche und die Einigung Europas. West-Ost-Verlag, Saarbrücken, 1955. Schweiz. Alleinauslieferung: Christiana-Verlag, Zürich. 239 S., Leinen Fr. 20.70.
- Nawiasky Prof. Dr. Hans:** Allgemeine Staatslehre. 3. Teil: Staatsrechtslehre. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln, 1956. 176 S., Leinen Fr. 18.90.
- Newman John Henry:** Predigten, 7. Band. Schwabenverlag, Stuttgart, 1955. 254 S., Leinen DM 20.—, Subskriptionspreis DM 18.—.
- Nuttin Joseph:** Psychoanalyse und Persönlichkeit. Arbeiten zur Psychologie, Pädagogik und Heilpädagogik, Band 10. Universitätsverlag, Fribourg, 1956. 338 S., brosch. Fr. 22.90, Leinen Fr. 26.50.
- Ostlander Heinrich:** Albertus Magnus. Heft 7 der Reihe «Religiöse Quellenschriften». Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1955. 60 S., kart. DM 1.60.
- Péguy Charles:** «Nota Conjuncta.» Verlag Herold, Wien, 1956. 323 S., Leinen sFr. 13.80.
- Pollatschek E.:** Les Dessous d'un Paradis. Editions Veritas, Luzern, 1956. 56 S., 9 Illustrationen, kart. Fr. 2.80.
- v. Radecki Sigismund:** Rede über die Presse. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1956. 26 S., brosch. DM 2.40.
- Rahmann Rudolf:** Fünfzig Jahre «Anthropos». Redaktion des «Anthropos», Posieux FR, 1956. 18 S., Grossformat.
- Rahner Hugo:** Ignatius von Loyola — Geistliche Briefe. Reihe Menschen der Kirche, 2. Band. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1956. 340 S., Leinen Fr. 14.80.
- Riedmann Alois:** Die Wahrheit des Christentums. Band IV: Die Wahrheit über die vier letzten Dinge. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1956. 358 S., Leinen Fr. 24.85, broschiert Fr. 21.25. Subskriptionspreise: Leinen Fr. 21.50, broschiert Fr. 18.70.
- Rust P. Ambros, SMB:** Die rote Nacht. Schweizer Missionare erleben den Kommunismus in China. Schweizer Volksbuchgemeinde, Luzern, 1956. 264 S., 16 Kunstdrucktafeln mit 21 Photos. Für Mitglieder der SVB Leinen Fr. 9.—, für Nichtmitglieder Fr. 13.—.
- Savonarola:** Letzte Meditationen über die Psalmen 50 und 30. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1956. 94 S., engl. Broschur DM 4.80.
- Schlemmer André:** Renouveau de la pensée. Les Editions Ouvrières, Paris 1956. 111 S., brosch. frs. 300.—.
- Schlüter-Hermkes Maria / Georg Karl Frank:** Gottesliebe und Weltverantwortung. «Rothenfelsen-Reihe» III. Werkbund-Verlag, Würzburg, 1956. 104 S., kart. DM 3.60.
- Schneyer Baptist:** Gottes Gebote in unserer Zeit. Eine Predigtreihe. Echter-Verlag, Würzburg, 1956. Schweiz. Alleinauslieferung: Christiana-Verlag, Zürich. 296 S., kart. Fr. 13.55.
- «Schweizer Monatshefte», Juli 1955, Heft 4.** Verlag «Schweizer Monatshefte», Zürich 8, Fr. 2.—.
- Semmelroth Otto:** Gott und Mensch in Begegnung. Ein Durchblick durch die katholische Glaubenslehre. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M., 1956. 362 S., Leinen DM 12.80.
- Siemer Laurentius:** So sind wir Menschen. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M., 1956. 226 S., Leinen DM 8.80.
- Sladek P. Paulus:** Vertriebene Jugend zwischen alter und neuer Heimat. Heft 8 der Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde. Verlag Presseverein «Volksbote», München, 1955. 32 S., kart. DM 2.50.

Spoerri Theophil: Der verborgene Pascal. Furcht-Verlag, Hamburg, 1955. 212 S., Leinen.

Stern Karl: Die dritte Revolution. Psychiatrie und Religion. Otto Müller-Verlag, Salzburg, 1956. 232 Seiten, Leinen sFr. 13.10.

Stierli Josef: Die Jesuiten. Paulus-Verlag, Fribourg, 1955. 234 S., Leinen Fr. 10.20/DM 9.80.

Strangfeld Georg Josef S. J.: Die Stimme auf Patmos. Gedanken für die tägliche Betrachtung. Verlag Herold, Wien, 1955. 330 S., Leinen sFr. 12.50.

Thiry A., S. J.: Le récit du pèlerin. Autobiographie de Saint Ignace de Loyola. Desclée de Brouwer & Cie., Bruges, 1956. 153 S., brosch. bFr. 63.—

Van de Pol W. H.: Das reformatorische Christentum. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln, 1956. 450 S., Leinen Fr. 19.80.

Van Steenberghen F. etc.: Responsabilités internationales des chrétiens. Editions Casterman, Tournai, 1956. 228 S., Collection «Eglise vivante», frs 69.—

Villain Jean, S. J.: L'Enseignement social de l'Eglise. Les Ré-

formes du capitalisme. 1953, 349 S., frs. 600.—; Introduction capitalisme et socialisme. 1953, 237 S., frs. 450.—; Au delà du capitalisme. 1954, 248 S., frs. 500.—. Editions Spes, Paris.

Walther Gerda: Phänomenologie der Mystik. Walter-Verlag, Olten 1955. 264 S. Ganzleinen Fr. 15.80.

Weil Simone: Die Einwurzelung. Ein Vermächtnis. Kösel-Verlag, München, 1956. 439 S., Leinen DM 15.50.

Willenbrink Bernhard OMI: Gottes Wort im Kirchenjahr 1956. 2. Band: Fasten- und Osterzeit. Echter-Verlag, Würzburg, 1955. 288 S., DM 8.20.

Wingenfeld Bernard: Die Archetypen der Selbstwerdung bei C. G. Jung. Buchdruckerei-Verlag A. Schmidt & Sohn, Pfulendorf/Baden, 1955. 136 S., kart. DM 7.30.

Zangerle Ignaz: Zeit und Stunde. Ludwig von Ficker zum 75. Geburtstag. Otto Müller-Verlag, Salzburg 1955. 224 Seiten, Leinen sFr. 12.60.

Zwettler Alexander: Es geschah... Beispiele für Kanzel und Schule. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, 1956. 400 S. Kart. Fr. 14.80.

ALEXANDER ZWETTLER

Es geschah...

Beispiele für Kanzel und Schule. Reihe «Dienst am Wort», Bd. VII. 400 S. gr. —80, kart. sFr. 14.80

In dieser Sammlung wird die christliche Glaubenslehre vom menschlichen Leben und seinen Erfahrungen her beleuchtet. Dichter, Denker, Wissenschaftler, heilige Männer und Frauen aus allen Ständen und Zeiten legen hier Zeugnis ab von ihrer Begegnung mit Gott, Christus und seiner Kirche.

Weil dieses Werk von den geistigen Erfahrungen so vieler Menschen berichtet, ist es vorzüglich zur anschaulichen und eindringlichen Gestaltung der Predigten geeignet.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

OTTO WIMMER

Handbuch der Namen und Heiligen

Mit einer Geschichte des christlichen Kalenders. 550 S., Leinen, sFr. 16.—

Dieses Handbuch enthält die Geschichte des Kalenders, ein Kalendarium der unbeweglichen Feste, einen Entwurf zu einem Taschen- und Wandkalender und gibt lexikographische Auskunft über 1500 Namen von Heiligen mit der sprachkundlichen Namensdeutung, über Biographie und Charakteristik bis zu den Attributen, Patronaten und Literaturhinweisen.

«... Ein Werk, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit Brauchbarkeit für Praxis in Seelsorge, Jugendarbeit und Familie glücklich verbindet.»
Kirchenblatt St. Pölten

«... ein zuverlässiges, praktisches, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erarbeitetes, überaus inhaltsreiches Nachschlagewerk für den Praktiker...»
Klerusblatt, Salzburg

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

III. SEELSORGERTAGUNG

vom 7. bis 9. Januar 1957

«Die Frömmigkeit des Laien»

Der erste Tag bietet eine pastoraltheologische Grundlegung, der zweite die Situationsberichte dreier Laien, der dritte die praktischen Anregungen dreier Seelsorger. Die Tagung verbindet wiederum Anregung, Gespräch und Erholung in wohlthuender Weise.

Programme und Anmeldungen beim

STUDIENHEIM ST. KLEMENS, EBIKON / LU

Telephon (041) 61616

Eine hochaktuelle Neuerscheinung

KARDINAL MINDSZENTY

Vollständige Dokumentation in 3 Bänden

Bearbeitet und übersetzt von Prof. Dr. Josef Vecsey und Vizerektor Johann Schwendemann

1. Band: **Kardinal Mindszenty warnt**
Reden, Hirtenbriefe, Presseerklärungen und Regierungsverhandlungen 1944—1946, 336 S. Mit Bildtafeln
2. Band: **Kardinal Mindszenty kämpft**
Dokumente zum Kirchenkampf 1946—1947
3. Band: **Kardinal Mindszenty geht in den Kerker**
Das Jahr 1948, der Prozess und die Gefangenschaft

Erscheinungsdaten:

1. Band: Weihnachten 1956, Subskriptionsfrist bis 20. Dezember 1956
2. Band: Ostern 1957
3. Band: Sommer 1957

Ladenpreis pro Band Ganzleinen mit Bildtafeln je Fr. 15.80, Subskriptionspreis je Fr. 14.20.

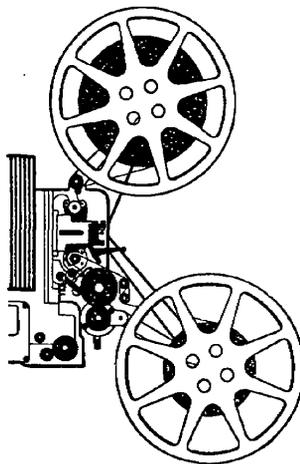
Durch jede Buchhandlung.

Auslieferung für die Schweiz REX-VERLAG LUZERN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505.—. Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger u. Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Ståbli, Hastrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern

Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss
und Farbenfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:

R. Bader, Alpenstrasse 49
Dübendorf
Telephon 051/96 69 95

Ducati Kinoprojektor

für 16 mm
Ton- und Stummfilm

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich